



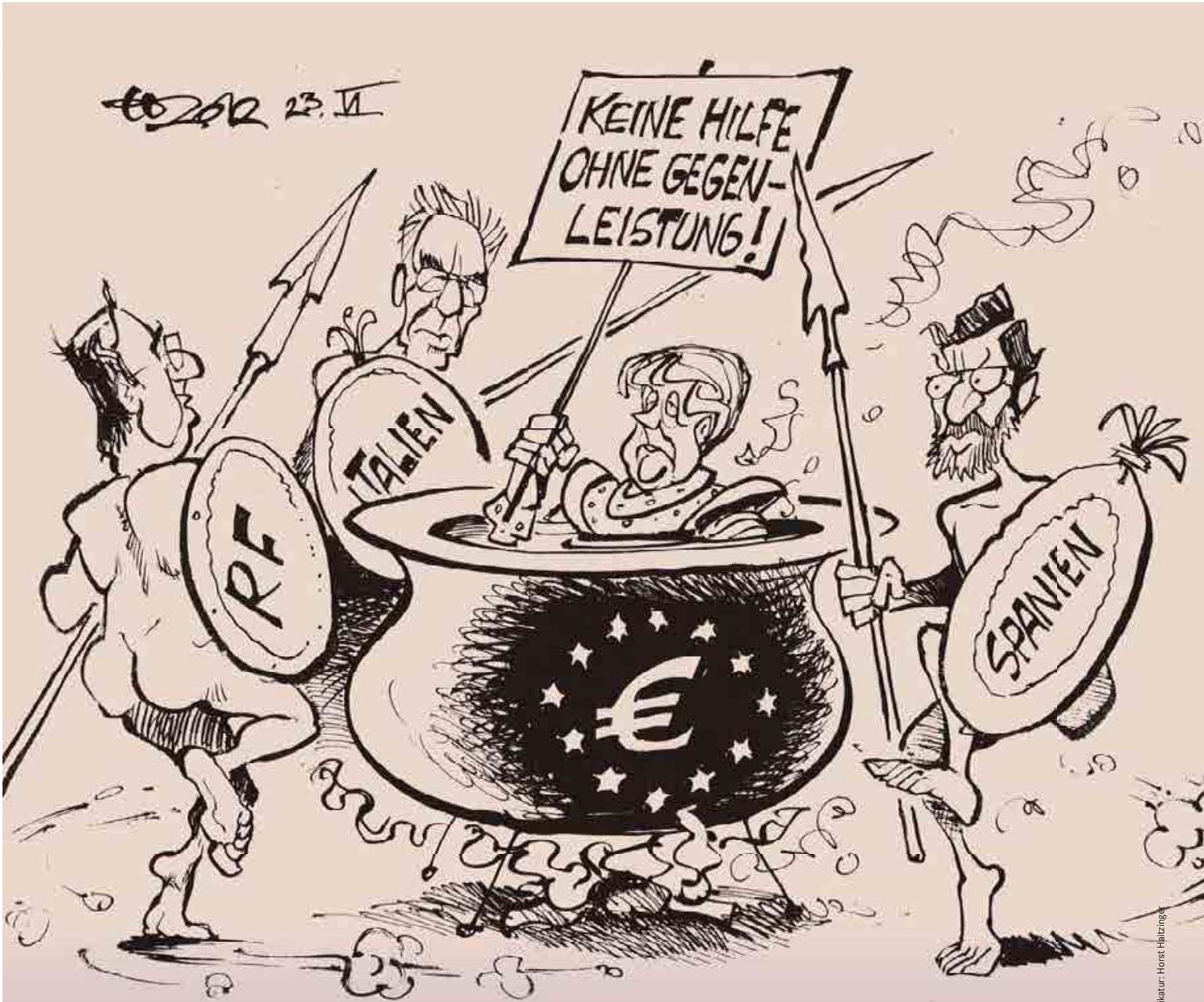
Der Peutinger

Bayerischer Monatsspiegel

Magazin
für Politik,
Wirtschaft,
Wissenschaft
und Kultur

Ausgabe 2 / 2012
48. Jahrgang

Postvertriebsstück 82706 | Einzelpreis 7,50 EUR



WEICHKOCHEN DER EISERNEN LADY!

Karikatur: Horst Heitzinger

Udo Di Fabio: Das europäische Schuldendilemma

Werner Weidenfeld: Alte Welt sucht neue Identität

Hugo Müller-Vogg: SPD-Kanzler mit Hilfe der Piraten?

Christine Lieberknecht: Thüringens starker Aufbruch

Waltraud Meier: Wagner ist Wahnsinn

Gabriele Weishäupl: Biergarten – ein Stückerl Glück



LuxTopic – DJE Cosmopolitan

Flexibler Mischfonds mit internationaler Anlageausrichtung

In Euro notierte Aktien und Anleihen bilden das Rückgrat dieses substanzstarken Mischfonds. Ein besonderer Vorteil ist seine internationale Diversifizierung: Bis zu 50 Prozent des Fondsvermögens können in Aktien und Anleihen investiert werden, die in australischen, kanadischen, Hongkong- oder US-amerikanischen Dollar notiert sind. Um stetige absolute Erträge zu erzielen, steuert der Fondsmanager Dr. Jens Ehrhardt die Aktien- und Anleihequoten dynamisch und unabhängig von Vergleichsindizes.

Seit über 35 Jahren zeigt der familiengeführte und bankenunabhängige Vermögensverwalter DJE, wie man sich mittelfristig in guten und schlechten Zeiten behaupten kann. Das Erfolgsgeheimnis ist eine Analyse-methode, die mit Hilfe fundamentaler, monetärer und markttechnischer Indikatoren die Anlagequote dem Risiko des Marktumfeldes anpasst. Somit werden weniger riskante und wertstarke Anlagen identifiziert. Die Wertentwicklung des **LuxTopic – DJE Cosmopolitan** übertraf in den letzten fünf Jahren die Rendite seines Vergleichsindex jeweils deutlich:

Jährliche Wertentwicklung vs. Vergleichsindex pro Jahr über:

	1 Jahr (p.a.)	2 Jahre (p.a.)	3 Jahre (p.a.)	4 Jahre (p.a.)	5 Jahre (p.a.)
Fonds*	-3,45%	5,38%	11,85%	3,97%	4,49%
Index**	-7,77%	1,42%	4,67%	-2,19%	-6,60%

Fordern Sie Informationen an und sichern Sie sich die Ertragschancen dieses flexiblen internationalen Mischfonds.

ISIN: LU0185172052 | Morningstar Rating™ Gesamt: ★★★★★

*Aktueller Stand der Wertentwicklung per 2.7.2012 nach BVI-Methode, ohne Berücksichtigung des Ausgabeaufschlages. **Index: 35% MSCI World, 50% Euro Stoxx 50, 15% REX 1 year Performance Index. Individuelle Kosten wie Gebühren, Provisionen und andere Entgelte sind in der Darstellung nicht berücksichtigt und würden sich negativ auf die Wertentwicklung auswirken. Anfallende Ausgabeaufschläge reduzieren das eingesetzte Kapital sowie die dargestellte Wertentwicklung. Angaben zu der Entwicklung in der Vergangenheit sind kein zuverlässiger Indikator für künftige Wertentwicklungen. Alle veröffentlichten Angaben dienen ausschließlich Ihrer Information und stellen keine Anlageberatung oder sonstige Empfehlungen dar. Aktienkurse können markt- und einzelwertbedingt relativ stark schwanken. Auch festverzinsliche Anlagen unterliegen je nach Zinsniveau Schwankungen und bergen ein Bonitätsrisiko. Der Verkaufsprospekt und weitere Informationen sind kostenlos bei der DJE Kapital AG erhältlich. Ein Rating von Feri oder einem anderen Research-Unternehmen ist keine Empfehlung zum Kauf und Verkauf eines Investments.



DJE – hält Kurs auch in stürmischen Zeiten

Tel.: +49 89 790453 -0
E-Mail: info@dje.de
www.dje.de



Dr. Jens Ehrhardt Gruppe | München | Frankfurt | Köln | Luxemburg | Zürich



Scharfsinnig analysierte der ehemalige Bundesverfassungsrichter Prof. Dr. Dr. Udo Di Fabio beim Peutingner-Collegium die Situation in Europa angesichts der Finanzkrise. Sein Fazit: Deutschland braucht zu Rettung der gemeinsamen Währung keine neue Verfassung, aber alle Euro-Staaten müssen sich an die Verträge halten, auch wenn manche Pflichten schmerzen. Peutingner-Präsident Dr. Markus Ernst (re.) bedankt sich bei dem Referenten für einen aufschlussreichen Abend. *Mehr dazu auf den Seiten 8 – 11.*

Krise und Vision

Wieder haben wir, nein mussten wir uns für den Euro und die Sorgen um seine Zukunft als Titelthema entscheiden. Und weil ein Bild mehr sagt, als tausend Worte, haben wir uns für eine Karikatur von Horst Haitzinger entschieden. Treffend analysiert und mit hinter Sinnigem Humor gezeichnet, zeigt sie mit wenigen Strichen den ungeheuren Druck, dem unsere Bundeskanzlerin in Europa ausgesetzt ist, und die Ängste der Deutschen um ihr Geld und ums Ersparte.

Ein Patentrezept, aus dem Schuldenschlamassel möglichst unbeschadet herauszukommen, hat keiner. Man fährt eher ohne Kompass auf Sicht. Auch in Brüssel wächst die Furcht, man kaufe sich mit immer mehr Milliarden nur immer weniger Zeit. Hektik macht sich breit. Dagegen ist es wohlthuend, wenn der ehemalige Bundesverfassungsrichter Professor Udo Di Fabio mit kühlem Juristenverstand der heiß laufenden Debatte um Verfassungsänderungen und immer neue Rettungsschirme in dieser *Der Peutingner*-Ausgabe die nüchterne Analyse entgegengesetzt: Wer die Freiheit genießen will, auch im Euro über sein Geld und sein Wirtschaften souverän zu entscheiden, der

muss auch die Folgen dieses Freiheitsanspruches tragen. Doch das erste in Anspruch zu nehmen und die Folgen anderen zu übertragen – wie dies Europa Südstaaten zurzeit mit erschreckendem Erfolg versuchen –, führt alle ins Dilemma.

Ebenso wohlthuend empfinde ich den Beitrag von Professor Werner Weidenfeld, der dem zunehmenden Europa-Pessimismus ein optimistisches „Jetzt-erst-recht“ entgegengesetzt: In der Krise sieht der hochangesehene Europa-Experte die Chance, dass der Kontinent zu einer neuen Identität findet, die schließlich ein europäisches Gemeinschaftsgefühl wachsen lässt. Eine schöne Vision. Doch fangen wir an, gerade in der Krise daran zu arbeiten. Europa lohnt die Mühe, auch wenn kein schneller Erfolg zu erwarten ist.

Herzliche Grüße

Peter Schmalz
Chefredakteur

AKTUELLES

Vorwort 3

Kurz gemeldet 21

Buchbesprechungen 37

Veranstaltungsvorschau 2012 43

POLITIK UND WIRTSCHAFT

Werner Weidenfeld
Alte Welt sucht neue Identität 5

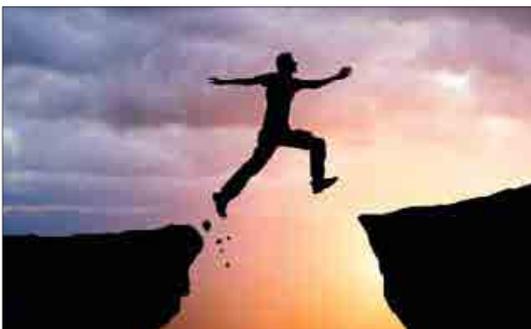
Udo Di Fabio
Kosten der Freiheit 8



Alois Müller
Sparen ist zu wenig 12

Peter Schmalz
Mangelware Vertrauen 15

Hugo Müller-Vogg
Troika plus ... 16



Christine Lieberknecht
Starker Aufbruch 18

Manfred Nüssel
Gewinn für alle 22

Interview mit LBS-Chef Franz Wirnhier
Schneller ins Nest 25

KULTUR



Interview mit Sopranistin Waltraud Meier
Wagner ist Wahnsinn 28

Peter Schmalz
Geniales Biotop 33

Gabriele Weishäupl
Ein Stücklerl Glück 34



Karlheinz Ruckriegel
Gekauftes Glück 36

Für Sie gelesen 37

PEUTINGER-COLLEGIUM



Peutinger-Symposium mit TÜV SÜD
„Made in Germany“ – typisch deutsch 38

Vortragsabende des Peutinger-Collegiums 40

Alte Welt sucht neue Identität

Die Krisen zehren am Europa, können aber die Integration voranbringen



Werner Weidenfeld

Wir erleben ein Europa-Drama. Praktisch täglich liefert der Kontinent Hiobsbotschaften: „Europa als Alptraum“, „Die Euro-Rebellion“. Selbst die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* titelt dramatisch: „Die große Angst ums Geld“. Und das intellektuelle Leben stimmt ein: Europa wird geführt von einer „normativ abgerüsteten Generation der Kurzatmigkeit“, schreibt Jürgen Habermas. Diese Großbaustelle Europa müssen wir wenigstens gedanklich in Ordnung bringen.

Europa erlebt eine Zeitenwende. Die Zäsur ist vergleichbar mit den großen Einschnitten in der Geschichte. Heute handelt es sich einerseits um den Verlust normativer Fundamente und andererseits um das Fehlen strategischer Per-

spektiven. Entsprechend taumelt Europa in seiner Ratlosigkeit dahin. Der große Machtapparat wird – mit einer drängenden Intensität wie noch nie zuvor – mit der Frage nach seiner Legitimation konfrontiert. →

Die früheren Erfolge der Integration haben die europäische Ebene so machtvoll wie nie ausgesetzt. Zugleich erscheint die normative Zielperspektive merkwürdig leer. Damit rückt die Frage der Legitimation in den Mittelpunkt. Soll, ja darf Europa essentielle Entscheidungen fällen, ohne die Zustimmung seiner rund 500 Millionen Bürger abzurufen? Darf Europa handeln, ohne die Volkssouveränität voll eingebunden zu haben? Die Ersatzangebote früherer Epochen sind

rung? Sollte man sich in nationalen Egoismen absetzen? Die Milliardenhilfen für einzelne Mitglieder werden immer größer, und es fällt immer schwerer, dafür Mehrheiten in den Entscheidungsgremien zu finden.

- Die Versuche und Debatten zu erneuten Einführungen von Grenzkontrollen stellen einen der am stärksten gefühlten Erfolge der Integration in Frage: die Freiheit grenzüberschreitender Bewegung und Aktivität. Freizügigkeit galt als das eigentliche Gut Europas.

- Der Ausstieg Deutschlands aus der Atomenergie wurde in Europa von anderen Staaten als Entsolidarisierung betrachtet. Die Nachbarn produzieren weiter Atomenergie und müssen eventuell für Deutschland die Folgekosten des Ausstiegs mittragen. Die Europäische Union wird zudem wohl wettbewerbsrechtliche Einwände gegen Energieförderprogramme erheben und Energieausgleichszahlungen als unzulässige Beihilfen ablehnen. Scharfe europapolitische Kontroversen sind absehbar. Atomenergie wird so zum Symbol europäischer Divergenz.

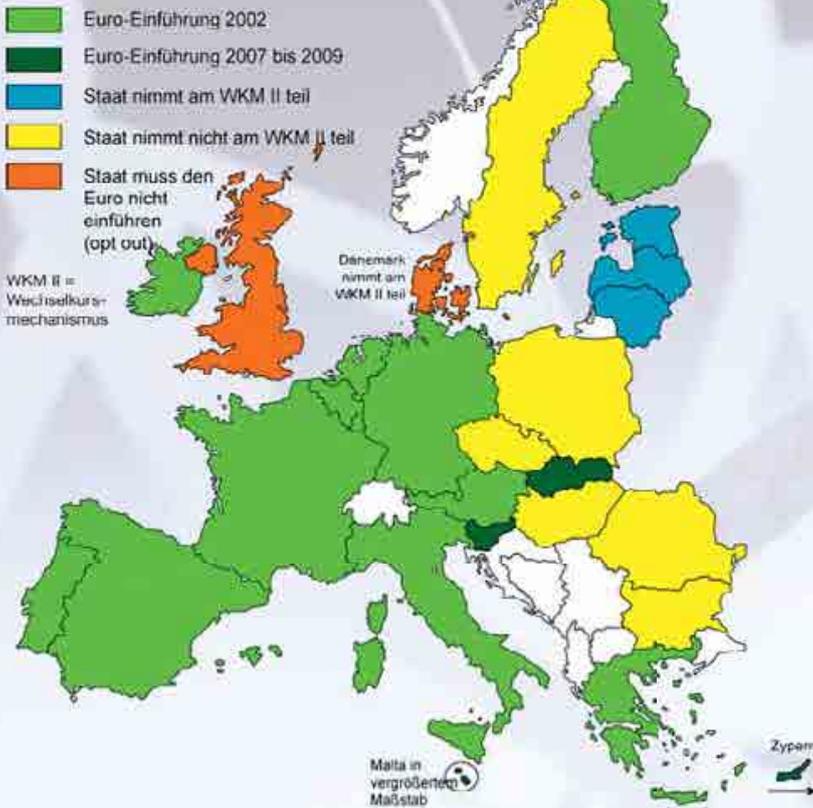
- Die nationalen Vorbehalte gegen supranationale Entwicklungen verschärfen Vorbehalte, die nie völlig verschwunden waren. In etlichen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union kommt es zu anti-europäischen Wahlerfolgen. Die Schuldzuweisung an Europa durch rechtspopulistische Bewegungen wird zu einem relevanten Machtfaktor.

- Die nach innen erodierende Europäische Union tritt in ihrer weltpolitischen Mitverantwortung nach außen nicht geschlossen auf. Weder existiert eine einheitliche strategische Antwort auf die Transformation arabischer Gesellschaften, noch eine präzise Position im Entscheidungsprozess der UN. Es ist weder Übereinstimmung hinsichtlich der Afghanistanpolitik festzustellen, noch bezüglich der neuen Entwicklungen im Nahen Osten. Auch für die europäische Außenpolitik gilt: Es herrscht strategische Ratlosigkeit.

Diese Krisensymptome zehren an dem Machtkoloss Europa. Da ist das Zusammenleben von rund einer halben Milliarde Menschen rechtsstaatlich organisiert – aber die innere Bindung der Menschen an dieses politische System schwindet. Da ist ein weltpolitisches Machtpotential geregelt – dessen Einsatz immer schwerer zu verstehen ist. Ökonomie, Finanzen, Bildung und Wissenschaft, ja sogar Militär geben dem Kontinent einen spezifischen weltpolitischen Rang. Aber in all diesen Kategorien sind strategische Lösungskonzepte kaum zu finden.

Nun versuchen viele Kräfte in Europa mit populistischen Anti-Europa-Sprüchen politische Pluspunkte und Wahlerfolge zu sammeln. Aus diesem Defizit an europäischer Identität entstehen die ernstesten Schwierigkeiten einer neuen Ära: Jedes

EU-Staaten 2010 mit und ohne Euro



27 Staaten sind derzeit Mitglieder in der EU. Im Juli nächsten Jahres kommt Kroatien als 28. Land dazu. Obwohl mit der Türkei seit langem über eine Mitgliedschaft verhandelt wird, scheint ein Beitritt immer unwahrscheinlicher.

verschwunden – etwa die große weltpolitische Formation des Ost-West-Konflikts und die präsenteste historische Kriegserfahrung. Europa befindet sich daher gegenwärtig auf der Suche nach seiner zukunftsfähigen Identität.

Die täglichen Krisenmeldungen zehren an den Nerven und führen zu wachsender Frustration. Dies könnte als Routine im Auf und Ab des politischen Stimmungsbarometers abgetan werden, aber die gegenwärtige Intensität der Krisen berührt den elementaren Symbolhaushalt der Europäer:

- Die Krise um die gemeinsame Währung Euro lenkt den Blick auf ein immer wieder eingefordertes Elementargut: Die europäische Solidarität. Steht Europa vor einer Ära der Entsolidarisierung?

politische System bedarf zu seiner Handlungsfähigkeit eines Orientierungsrahmens, auf den sich die Erklärungen und Interpretationen sowie die Begründungen für Prioritäten und Positionen beziehen.

In keinem politischen System existiert eine politische Ratio gleichsam als Ding an sich, ohne Bezugnahme auf einen elementaren Konsens, auf gemeinsame Erfahrungen und Interessen. Man mag es politische Kultur nennen, mag es kollektives Selbstverständnis, man mag es Identität nennen. Europa kann auf diese Ressource gemeinsamer Selbstwahrnehmung aber nur sehr begrenzt zurückgreifen. Natürlich existieren auch hier gemeinsame Erfahrungen, die Ablagerungen einer konfliktreichen Geschichte und die Erlebnisse gemeinsamer Erfolge. Aber diese Schicht europaweiter Gemeinsamkeiten bleibt vergleichsweise dünn. Sie reicht, um einen gemeinsamen Markt zu begründen. Aber sie offenbart ihre Schwäche bei jedem Schritt, der darüber hinausgeht.

Die Europäer erzählen sich nicht eine gemeinsame Geschichte, sie verfügen nicht über ein Narrativ. Selbst die traumatische Erfahrung einer Rückkehr des Krieges auf den Balkan in den 1990er Jahren wurde nicht gemeinsam verarbeitet, sondern in getrennten nationalen Erlebniskulturen – in Großbritannien anders als in Deutschland, in Frankreich anders als in Italien. Das gilt auch für andere große Themen, von der Wirtschafts- und Währungsunion bis zur Verfassungsfrage.

Ohne einen solchen Kontext der europäischen Selbstverständigung fehlen für den europapolitischen Kurs der Kompass und das stützende Geländer. Alles wird zum situationsorientiertem Basarhandel – wie wir es von den Gipfelkonferenzen kennen. Dies ist jedoch nicht wie eine naturgesetzliche Zwangsläufigkeit über uns gekommen, sondern auch der Reflex einer jahrzehntelangen Vernachlässigung europäischer Orientierungsdebatten.

Ein Walter Hallstein konnte noch vom „unvollendeten Bundesstaat“, ein Leo Tindemans von der „vorhandenen europäischen Identität“, ein Joscha Fischer von der „Finalität Europas“ sprechen. Dies alles erscheint uns heute wie ein Echo aus einer weit entfernten Epoche. Der aktuelle Befund lautet daher: Europa braucht Ziele, Perspektiven, Orientierungen. Es muss dann eine strategische Kultur aufbauen. Dabei können wir auf eine historische Erfahrung setzen, dass Krisendruck sich immer wieder als ein zentrales Instrument zur Fortentwicklung der Integration erweist.

Auf der Grundlage von Druckkonstellationen wird Europa eine weitere strategische Perspektive ausbauen: die „differenzierte Integration“. Diese Herausforderung kombiniert Fragen der

Führungsstrategie mit Fragen der Identität. Eine Vertiefung der Integration im Gleichschritt wird immer schwieriger zu bewerkstelligen sein. Entscheidend ist es jedoch, diese Tatsache nicht allein als Problem, sondern auch als strategische Chance für die Zukunft Europas zu sehen.

Differenzierte Integration kann als Laboratorium für das Innovationspotenzial der EU dienen. Die Heterogenität und die schiere Zahl unterschiedlicher Interessen laden geradezu dazu ein, Projekte voranzutreiben, die von einer Gruppe von Staaten für wichtig erachtet werden, die aber keine Realisierungschance im Geleitzug der ganzen Union haben. Im Umfeld der differenzierten Integration kursiert eine Vielzahl von Schlagworten und Leitbildern, von der abgestuften Integration über ein „Europa á la carte“ bis hin zum Gedanken eines Kerneuropas. Ein zukunftsfähiges Modell der Differenzierung muss sich an der Vorstellung eines offenen Gravitationsraumes orientieren. Sowohl ein fester und geschlossener Kern von Mitgliedsstaaten, der stets gemeinsam voranschreitet, als auch die Beliebigkeit unbegrenzter Wahlmöglichkeiten würden zwangsläufig eine Spaltung der Union herbeiführen.

Differenzierte Integration bedeutet eben gerade nicht, eine Zweiklassengesellschaft der europäischen Staaten einzuführen. Stattdessen sollten dort, wo eine Vertiefung gegenwärtig nicht mit allen Mitgliedsstaaten erfolgen kann, gezielt sachorientierte Kooperationsformen entstehen. Ist ein solches Projekt dann erst einmal erfolgreich umgesetzt, wird dieses die notwendige Anziehungskraft für den Beitritt weiterer Staaten entwickeln. Differenzierung in diesem Sinne ist also vor allem zeitlich beschränkt zu sehen. Das heißt keine dauerhafte Trennung konkurrierender Integrationsräume, sondern verschiedene Differenzierungsinitiativen, die sich nach und nach auf die ganze Europäische Union überführen lassen. Differenzierte Integration ist also keine Gefahr, sondern eine Chance.

Die Konsequenz aus alledem zu Zustand, Zukunft und Identität Europas lautet: Wer europäische Handlungsfähigkeit optimieren will, der muss nicht nur von institutionellen Reformen sprechen, sondern sich auch den Mühen europäischer Selbstverständigung unterziehen. Die politischen und kulturellen Eliten müssen ihr Verständnis der Risiken und Chancen ineinander verweben. Es geht also bei näherem Hinsehen nicht nur um Potentiale und Institutionen, sondern um die Grundlagen der politischen Kultur. Auch diese Dimension kann und muss man pflegen und organisieren. Die Mühe der Vorverständigung und der strategischen Zukunftsperspektive muss man in Europa auf sich nehmen, will man nicht immer wieder infantil beginnen und die alten Fehler wiederholen. Europa muss also neu begründet werden. ▲

Die 27 Länder der EU umfassen 4,2 Millionen Quadratkilometer. Deutschland ist nach Frankreich, Spanien und Schweden das viertgrößte Land der Gemeinschaft, Malta mit großem Abstand das kleinste.

In der Europäischen Gemeinschaft leben knapp 500 Millionen Bürger und damit rund 200 Millionen mehr als in der USA.



Professor Dr. Dr. h.c. Werner Weidenfeld ist Professor für Politikwissenschaft und Direktor des Centrums für angewandte Politikforschung (CAP) an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Kosten der Freiheit

Das europäische Schuldendilemma ist eine Mentalitätskrise

Udo Di Fabio

„Der Versuch, die Probleme mit immer mehr Geld zu lösen, ist erkennbar gescheitert.“

Norbert Lammert, Bundes-
tagspräsident, zum bisheri-
gen Verlauf der Finanzkrise

Der Euro ist vor einem Jahrzehnt als ein Bündnis für Prosperität und globale Stärke beworben worden. Das war keine Irreführung, aber es fehlte etwas an der Botschaft. Gemeinschaftsprojekte wie dieses können nur gelingen, wenn sich jeder an die Spielregeln hält und sich nicht „moral hazard“ als Handlungsmaxime verbreitet. Wie eine jede Gemeinschaft, die freie Rechtssubjekte begründen, macht auch die Währungsunion das Leben nicht nur leichter, sondern verlangt auch Anstrengungen, damit der eigene Erfolg zum Baustein des gemeinsamen Erfolges wird.

Wenn es ums Geld geht, kämpfen alle Staaten mit der großen Verführung, die Bedingungen der Privatwirtschaft nicht nur als gerechter Schiedsrichter sachlich klug zu regeln, sondern mit ihrer Regelungsmacht sich handfeste Vorteile zu verschaffen. Das in der Europäischen Union gesetzlich festgeschriebene Basel-II-Abkommen verlieh Staatsanleihen den Status von risikolosen Papieren. Dahinter stand vermutlich nicht so sehr die historische Erfahrung, dass Staaten niemals insolvent werden, sondern der Wunsch wichtiger Industriestaaten, sich billiger zu refinanzieren. Eine Anlage, die im Unterschied zu Unternehmensanleihen nicht mit Eigenmitteln unterlegt sein muss, rentiert günstiger. Die Staaten müssen für ihre Anleihen weniger Zinsen als Unternehmen zahlen.

Zugleich werden aber dadurch die Risiken für die Funktionsfähigkeit des privaten Bankensystems erhöht. Der drohende Ausfall von Staatsanleihen wie im Fall von Griechenland wird zu einem Existenzproblem mancher Bank, wenn die Eigenkapitalvorsorge für solche Risiken nicht annähernd reicht.

Seit 2010 testet der Markt, ob die von der staatlichen Bankenaufsicht und der ebenfalls staatlichen Notenbanken lancierte Annahme, dass Staatsanleihen im Allgemeinen und speziell unter den besonderen Bedingungen der Währungsunion risikolos sind, auch der Wirklichkeit standhält.

Als die Europäische Währungsunion im Vertrag von Maastricht nach der deutschen Einheit auf den Weg gebracht wurde, wusste man nur zu genau, dass eine starke Währung für die stets nach Geld suchenden Staaten eine verführerische Kraft hat. Wann gilt eine Währung als stark? Wenn man sie im Tauschwert zu anderen Währungen und im Hinblick auf die Fähigkeit, damit Güter zu erwerben, für stabil hält oder ihr sogar ein Wertwachstum zutraut. Da der Wert einer Währung letztlich der wirtschaftlichen Leistungskraft desjenigen Raumes entspricht, der die Währung ausgibt und garantiert, steht hinter dem Vertrauen in die Währung immer das Vertrauen in die Leistungskraft und das Entwicklungspotential eines politisch verfassten Wirtschaftsraums.

Das Problem einer Währungsunion lag von Beginn an auf der Hand. Für wirtschaftlich leistungsfähige Staaten wie Frankreich, die Niederlande oder Deutschland änderte sich nicht viel, weil der neue Euro ganz ähnlich stark bewertet wurde wie Franc, Gulden oder Deutsche Mark. Aber für Länder wie Portugal oder Griechenland änderte sich eine Menge. Diese Länder verfügten plötzlich über eine Währung, die in ihrem Wert die Wirtschaftskraft ihres Landes übertraf. Nach dem Zustandekommen der Währungsunion beurteilte der Käufer einer griechischen Staatsanleihe die Stabilität der verbrieften Währung und ihr Wertsteigerungspotential mit Blick auf den gesamten Euroraum, also in der Tendenz günstig. Nur das Ausfallrisiko musste er gesondert beurteilen, vielleicht in der Tendenz für ihn dann eher ungünstig. Allerdings hat der Markt den ersten Horizont zwar klar vor Augen gehabt, aber den zweiten, das Ausfallrisiko, für marginal gehalten. Staatsanleihen für Länder des Euroraumes sollten nach der rechtlichen Konzeption der europäischen Verträge unterschiedliche Risikobewertungen mit entsprechend unterschiedlichen Zinsversprechen - sprich Finanzierungskosten - der Staaten mit sich bringen. Dieser Mechanismus wurde von den Architekten der Währungsunion nicht als Unfall angesehen, sondern als wünschenswerter Normalfall. Warum war solche „Ungerechtigkeit“ gewünscht, warum sollten „ärmere“ Länder für Staatsschulden mehr zahlen als „reichere“? Ganz einfach, weil das Ausfallrisiko mit Armut und Reichtum unmittelbar nichts zu tun hat. Viel wichtiger sind die Solidarität der öffentlichen Haushaltswirtschaft und die Tragfähigkeit des Systems. Man muss als Volkswirtschaft nicht reich sein, um als Staat dem Euroraum beizutreten. Die entscheidenden Kriterien sind vor allem eine solide öffentliche Haushaltswirtschaft und eine gesunde Leistungsbilanz. Sparguthaben der Bürger sind dabei indirekt für die Bonitätsbeurteilung eines Landes nützlich.

Die europäischen Verträge sehen nicht vor, dass mit der Währungsunion alle ihre Mitgliedstaaten über gleich starke Volkswirtschaften oder ein vergleichbares Wohlstandsniveau verfügen. Das wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Lediglich die Stabilitätsverhältnisse müssen gleichen Maßstäben gehorchen, damit die Grundlagen der Währung nicht in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Grenzen für den Schuldenstand öffentlicher Haushalte und das jährliche Haushaltsdefizit sind unionsrechtliche Rechtsgrenzen, Vertragspflichten, die aus freiem Entschluss von Regierungen und Volksvertretungen eingegangen wurden. Bei Rechtsverletzungen wollten die Verträge nicht nur die Sanktion durch Kommission und Rat. Der Markt für Staatsanleihen sollte auch unsolides Wirtschaften mit Risikoaufschlägen in Gestalt höherer Zinsen bestrafen, was er misslicherweise in großer Vertrauensseligkeit zuerst praktisch versäumte und dann in einem Ambiente des Misstrauens mit einer vielleicht allzu großen Spreizung im Übermaß tat. Gleichwohl sind die Unterschiede im Zinsniveau etwa zwischen Itali-

en oder Spanien und Österreich oder Frankreich unionsrechtlich nicht nur hingenommen, sondern gewollt. Das ist auch ein Grund dafür, dass die Verträge es ausdrücklich verbieten, als Mitgliedstaat für die Verbindlichkeiten eines anderen Mitgliedstaates einzutreten, also die Haftung für fremde Staatsschulden zu übernehmen und damit die Kosten für Staatsschulden zu nivellieren. Alle Vorschläge, denen sich bislang die Bundesregierung in durchaus klarer Vertragstreue erwehrt, zielen genau auf eine konzeptionswidrige Nivellierung der Zinsunterscheide und die Vergemeinschaftung der Risiken.

Das „Solidaritätsverbot“ zwischen staatlichen Haushaltswirtschaften ist gerecht, weil es die Voraussetzungen der Freiheit garantiert. Im Prinzip gilt: Wer frei entscheiden will, muss bereit sein, die Folgen seines Handelns tragen. Dass der Sozialstaat Ungleichgewichte und Härten für den Bürger abmildert, ist seine zentrale Aufgabe. Aber das geschieht in der Ausgestaltung der Leistungen doch immer so, dass die freie Entfaltung der Persönlichkeit nicht allmählich sozialisiert wird, sondern die persönliche Verantwortung möglichst schnell wieder zurückgewonnen werden kann.

Unsere vernetzte Gesellschaft leidet mittlerweile erheblich darunter, dass nicht nur junge Finanzakrobaten unglaubliche Prämien einstreichen und dann die Verluste mit kaltem Lächeln sozialisieren. Das „Outsourcing“ von Folgelasten der Freiheit ist längst zu einer allgemeinen Einstellung geworden, Teil jener Mentalität des westlichen „Pumpkapitalismus“, wie es Ralf Dahrendorf formuliert hat. Dabei entfallen über kurz oder lang die Grundlagen des Freiseins, wenn Bürger für das Verhalten von anderen in die persönliche Haftung genommen werden, ohne auf deren Verhalten maßgeblich Einfluss nehmen zu können. Insofern ist die Übernahme von Gewährleistungen ohne strikte Überwachung und sichernde Konditionalität ein besonderes Problem. Indes geht es im Verhältnis von Staaten zueinander nicht so sehr um den Stolz des Hilfsbedürftigen, es geht viel mehr um die Grundlagen einer Ordnung der Freiheit. Jede Handlung, die über eine spontane Hilfe gegen unmittelbare Existenzbedrohungen hinaus die Wirkungsbedingungen der Freiheit zerstört, ist ungerecht.

Für die Demokratie gilt nichts anderes als für das privatautonome Handeln der Bürger untereinander. Der Bundestag ist das Repräsentationsorgan der deutschen Staatsbürger. Weil er in freier Wahl von den Bürgern mandatiert ist, darf er die Bürger mit Pflichten belasten. Das bedeutet Selbstregierung des Volkes. Für die Bürger sind Parlamente als ihre Vertretungsorgane in die Welt gekommen, damit ohne deren Zustimmung auf Freiheit und Eigentum der Vertretenen nicht zugegriffen werden kann. Solange ein europäisches Volk nicht als Subjekt auf die Bühne der Geschichte drängt, bleibt es dabei, dass die nationalen Parlamente und die direkt oder indirekt gewählten Regierungen der politische Primärraum sind, die Wahlbeteiligungen sind dafür ein Indikator. →

Experten mahnen: 189 Wirtschaftswissenschaftler haben sich gemeinsam gegen die geplante Ausdehnung des Euro-Rettungsschirms ausgesprochen. Sie warnen vor „fatalen Folgen“.



Kein Eilverfahren über Deutschlands Zukunft: Zum Ärger mancher Politiker prüft das Bundesverfassungsgericht die Klagen über den ESM-Rettungsschirm mit einem Volumen von mehr als 600 Milliarden Euro. Die Entscheidung wird am 12. September verkündet.



Unwillig: Von 300 Reformverpflichtungen hat Athen 210 bisher nicht erfüllt.

Das griechische Parlament kann deshalb auch nach mehr als einem halben Jahrhundert europäischen Zusammenwachsens weder für Franzosen oder Niederländer noch für Esten Entscheidungen treffen, durch die diese ohne ihr Zutun in die Haftung geraten. Und eine solche Kompetenz auf das Europaparlament zu übertragen würde dessen Legitimationsgrundlagen deutlich überspannen und entkernete die nationalen Parlamente mit ihren integrationsfesten Budgetrechten zur demokratischen Fassade. Das Demokratieprinzip erweist sich hier gewiss als sperrig, deckt sich aber ziemlich genau mit dem, was Bürger denken und Verfassungen sowie europäische Verträge vorschreiben. Angesichts der jeder politischen Herrschaftsform eigentümlichen Schwäche, über ihre Verhältnisse zu leben, wäre es auch nicht vernünftig, den elementaren Zusammenhang zwischen beanspruchter Freiheit und der Verantwortung für die Folgen des eigenen Handelns aufzulösen. Die Folgekosten der Freiheit kann man auf Dauer nicht externalisieren, ohne Widerstand hervorgerufen. Damit wird auf einen Schlag klar, dass die europäische Staatsschuldenkrise nicht irgendeine Krise der Europäischen Union ist, sondern ihr Schicksal als politisches Projekt tatsächlich auf dem Spiel steht. Es geht mit der Union um eine beispiellose Errungenschaft europäischer Völker, die den kriegerischen Staatenantagonismus überwunden haben, und zwar mit einem ganz besonderen, einem rationalen Verbund von Staaten und Bürgern.

Die EU mit ihren Organen mag hier und da zu viel bürokratischen Geist verströmen, wenn sie die Bürger etwa mit unausgereiften Energiesparlampen beglückt. Aber das ist keine Existenzfrage. Für das gegenwärtige Dilemma, für den spürbaren Verlust europäischen Ansehens in der Welt, für das Wiederaufflackern nationaler Ressentiments sind die Staaten verantwortlich und auch die Bürger. Allzu lange haben sie Europa als unverstandenes politisches Projekt der Eliten hingenommen und sich im „permissiven Konsens“, den die Politikwissenschaft schon 1970 für ein Kennzeichen der europäischen Integration hielt, mitunter murrend, aber im Ganzen behaglich eingerichtet.

Der Euro ist vor einem Jahrzehnt als ein Bündnis für Prosperität und globale Stärke beworben worden. Das war keine Irreführung, aber es fehlte etwas an der Botschaft. Gemeinschaftsprojekte wie dieses können nur gelingen, wenn sich jeder an die Spielregeln hält und sich nicht „moral hazard“ als Handlungsmaxime verbreitet, also jene egoistische Externalisierung von Kosten der Freiheit auf andere. Wie eine jede Gemeinschaft, die freie Rechtssubjekte begründet, macht auch die Währungsunion das Leben nicht nur leichter, sondern verlangt auch Anstrengungen, damit der eigene Erfolg zum Baustein des gemeinsamen Erfolges wird. Eine Gemeinschaft, in die man sich ermattet fallen lässt und dann auf die Unterstützung reicher Verwandter wartet, kann nicht funktionieren. Wer angesichts solcher allzu menschlicher Schwäche behauptet, die Währungsunion leide ohnehin an einem Konstruktionsfehler,

weil es keine zentrale europäische Wirtschaftspolitik gäbe, die gleichwertige Lebensverhältnisse und gleichmäßig verteilte wirtschaftliche Leistungskraft herbeiführen könne, verbreitet Illusionen. Wer will denn wirklich, dass über das bestehende, gewiss verbesserungsbedürftige System der Koordinierung nationaler Wirtschafts-, Arbeitsmarkt-, Steuer- und Sozialpolitik hinaus in Brüssel zentral verbindlich entschieden wird, etwa über Löhne, Arbeitszeiten, Steuererhöhungen oder Rentenleistungen? Wer glaubt, dass nach einer solchen Zentralisierung die Unterschiede in der wirtschaftlichen Leistungskraft zwischen den Niederlanden und Portugal verschwänden, wenn Staaten wie Italien, Belgien oder Spanien schon ihre regionalen Ungleichgewichte nicht bewältigen können? Oder will man annehmen, man könne einen Super-Länderfinanzausgleich für Europa organisieren, ohne dass „moral hazard“ abermals Auftrieb erhalte und die politischen Legitimation der Union ins Wanken geriete?

Die Europäische Union wird auch nicht im Trommelwirbel jener Tonnenideologie gedeihen, die nur auf Zahlenverhältnisse schaut. Die Devise ist falsch, es fehle nur an einer politischen Zentralisierung aller Kräfte, um noch irgendetwas in der Welt zu gelten, wenn Europa demographisch weiter absteige. Europa ist stark, wenn seine Menschen und Völker ihren Eigensinn, ihre Phantasie und die schöpferische Kraft eines jeden Einzelnen entfalten und nicht gegeneinander, nicht gewalttätig einsetzen. Es geht um eine gerechte Wettbewerbsordnung der Freiheit, mit großen Räumen der Entfaltung für Frauen und Männer, aber auch für Staaten und Regionen. Schlimm wäre es, wenn aus der ängstlichen Defensive eines vorgeblich absteigenden Kontinents heraus planwirtschaftliche Zentralität allmählich überhandnehmen würde. Sie legte sich wie Mehltau über den Kontinent. Mitten in der Krise wird deutlich, dass nicht nur in Europa ein Mentalitätswandel fällig ist, sondern im gesamten Westen. Auch die Vereinigten Staaten, jenes bewundernswerte Land genuiner Freiheitsliebe, haben über ihre Verhältnisse gelebt und sind wie England, das Mutterland der parlamentarischen Demokratie, ein wenig zu viel den Sirenengesängen der postindustriellen Finanzdienstleistungsgesellschaft erlegen. Beide Länder wollen eine schnelle Stabilisierung des Euroraumes um beinahe jeden Preis, weil ihre eigene Art, mit geliehenem Geld und mittels einer instrumentell überschätzten Notenbankpolitik Wachstum zu fördern, in Schwierigkeit geraten ist

Aber freie Gesellschaften können nicht jeden Preis zahlen. Der Kampf um die Kreditwürdigkeit der Staaten Europas wird gewonnen mit einem ernsthaften Stabilitätsprogramm und mit einer intelligenten Wachstumsförderung, die nicht maßgeblich in kreditfinanzierten staatlichen Ausgabeprogrammen und im Bau neuer Investitionsruinen besteht. Als das Bankensystem im Jahr 2008 vor dem Zusammenbruch stand, klang das Wort vom ehrbaren Kaufmann zwar etwas bizarr angesichts der beklagten Realitäten, aber längst nicht mehr altmodisch, sondern verheißungsvoll. ▲



Professor Dr. Dr. Udo Di Fabio lehrt Öffentliches Recht an der Universität Bonn. Er war von 1999 bis 2011 Richter des Bundesverfassungsgerichts und dabei im Zweiten Senat als Berichterstatter zuständig für das Urteil vom 7. September 2011 über die Verfassungsmäßigkeit der Griechenland-Hilfe und der EFSF.

BMW
Niederlassung
München

www.bmw-muenchen.de



Freude am Fahren



ELEGANZ, NEU DEFINIERT.

Erleben Sie kultivierte Sportlichkeit wie nie zuvor: Das erste viertürige Coupé von BMW hat den Anspruch, Athletik und Eleganz so harmonisch wie nie zuvor zu vereinen. Das beginnt schon beim Einsteigen: Es ist einfach ein besonderes Gefühl, das großzügige Cockpit zu genießen, das edle Interieur zu betrachten. Im Zusammenspiel mit der einzigartigen Fahrwerkstechnik und dem kraftvollen Motor mit seinen wahlweise sechs oder acht Zylindern wird so jede Fahrt mit dem BMW 6er Gran Coupé zu einem unvergesslichen Erlebnis.

DAS NEUE BMW 6er GRAN COUPÉ IN IHRER BMW NIEDERLASSUNG MÜNCHEN.

BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

BMW Niederlassung München

www.bmw-muenchen.de

Hauptbetrieb
Frankfurter Ring 35
80807 München
Telefon 089 / 35 35 - 10

Filiale Trudering
Kreillerstraße 217-219
81825 München
Telefon 089 / 35 35 - 30

Filiale Solln
Drygalski-Allee 35
81477 München
Telefon 089 / 35 35 - 50

Filiale Fröttmaning
Werner-Heisenberg-Allee 10
80939 München
Telefon 089 / 35 35 - 80

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 9,4-5,6 l/100km. CO₂-Emission kombiniert: 219-148 g/km.
Als Basis für die Verbrauchsermittlung gilt der ECE-Fahrzyklus.

Sparen ist zu wenig

Der Weg aus der Staatsschuldenkrise ist möglich, aber steinig

Alois Müller

Was wir seit einiger Zeit in Europa erleben, ist nicht bloß eine Staatsschuldenkrise. Es ist eine heftige Vertrauenskrise. Die Märkte haben Vertrauen verloren. Vertrauen in die Risikotragfähigkeit einiger Banken, aber auch in die Tragfähigkeit der öffentlichen Finanzen ganzer Staaten des Euroraums. Und es wird mitunter – insbesondere außerhalb Europas – am Willen und der Fähigkeit Europas gezweifelt, die Staatsschuldenkrise in den Griff zu bekommen.



Karikatur: Horst Heltinger

RITTERIN, TOD UND TEUFEL (SEHR FREI NACH ALBRUCHT DÜRER)

Jetzt muss das Vertrauen nachhaltig wieder gestärkt werden. Hier liegt der Ball zuallererst bei den nationalen Regierungen. Mit den Rettungsschirmen und geldpolitischen Sondermaßnahmen wurde Zeit „gekauft“. Diese Zeit muss jetzt von den betroffenen Ländern aber auch genutzt werden – zur notwendigen Konsolidierung und Durchführung struktureller Reformen.

Alle Mitgliedsländer – und damit meine ich nicht nur die Krisenländer – müssen ihre Staatshaushalte in Ordnung bringen. Hier gibt es bereits erfreuliche Ansätze. Beispielsweise haben die Regierungen in Italien und Spanien mit den angekündigten (und zum Teil nachgebesserten) Konsolidierungs- und Reformvorhaben erste wichtige Schritte in Angriff genommen. Entscheidend ist nun, dass diese Schritte ohne Verzögerung umgesetzt werden und der Reformmotor nicht zu „stottern“ beginnt.

Immer lautstärker wird bezweifelt, ob eine Haushaltssanierung in der jetzigen Situation das Richtige sei. „Die Länder würden sich doch kaputtsparen“, lautet der Einwand. Ich halte diesen Einwand für falsch. Richtig ist, dass es sich normalerweise zunächst dämpfend auf die Konjunktur auswirkt, wenn gespart wird. In einer Vertrauenskrise, die nicht zuletzt ausgelöst wurde durch den starken Anstieg der Staatsschulden, gibt es aber keine Alternative zum Sparen. Ein weiterer Verlust von Vertrauen, ausgelöst durch „Nichtstun“ oder noch mehr Schulden, würde das Wachstum wohl noch stärker belasten als die Konsolidierung.

Klar ist aber auch, dass Sparen allein nicht ausreicht. Es müssen in etlichen Ländern notwendige Strukturreformen aufgesetzt werden, um wieder wettbewerbsfähiger zu werden und um die Wachstumskräfte zu stärken. Dass dies alles nicht nur graue Theorie ist, sondern dass man mit einem beherzten Spar- und Reformkurs wieder auf Kurs kommen kann, zeigt im Übrigen Irland. Das Land hat seine Hausaufgaben gemacht. Irland ist deutlich wettbewerbsfähiger geworden und konnte bereits im letzten Jahr wieder in die Wachstumszone zurückkehren. Das honorieren auch die Märkte.

Ein anderes Beispiel, das zeigt, dass Reformen sich langfristig auszahlen ist die „Agenda 2010“. Durch sie wurden in Deutschland die Wachstumskräfte entscheidend gestärkt. Davon profitieren wir heute. Trotz des unsicheren Umfelds ist die deutsche Wirtschaft weiter auf Expansionskurs und nimmt gegenwärtig die Rolle der Wachstumslokomotive in Europa ein. Dieser Erfolg sollte Ansporn für die nationalen Regierungen sein, die jetzt in der Pflicht sind.

Doch auch die europäische Politik muss ihren Beitrag leisten. Es ist kein Geheimnis, dass die Währungsunion einen grundsätzlichen Konstruktionsmangel aufweist. Während die Geldpolitik

auf europäischer Ebene – durch das Eurosystem – gestaltet wird, liegt die Verantwortung für die Fiskalpolitik nach wie vor auf nationaler Ebene. Die Folge ist, dass Anreizstrukturen geschaffen wurden, die eine Verschuldung des einzelnen Mitgliedstaates zu Lasten der Gemeinschaft fördern. Während die „Profits“ eines exzessiven Haushalts üblicherweise im Inland verbleiben, werden die Kosten der Verschuldung in letzter Konsequenz vergemeinschaftet. Normalerweise geschieht dies „geräuschlos“ und in begrenzter Art, insbesondere durch steigende Zinsen. Es kann aber für alle sehr viel teurer werden, wie wir jetzt seit gut zwei Jahren beobachten können.

Die Väter der Währungsunion wollten diesem Problem mit zwei Maßnahmen entgegenwirken: Dem Stabilitäts- und Wachstumspakt, in dem klare Grenzen für Staatsdefizite und -schulden festgelegt wurden, und einem Haftungsausschluss, wonach kein Euroland für die Schulden eines anderen Eurolandes eintreten darf („No-Bail-Out“). Die Regeln des Stabilitätspakts wurden jedoch massiv verletzt. Und als es zur Krise kam konnte auch der Haftungsausschluss nicht mehr aufrechterhalten werden. →

„Wenn die Sache knallt, haben wir 640 Milliarden Forderungen gegenüber einem System, das es dann nicht mehr gibt.“

Prof. Dr. Hans-Werner Sinn über die Risiken im sogenannten „Target“-System, durch das Südländer in Deutschland auf Pump einkaufen können.

Die schiefen Türme der Bankia-Zentrale in Madrid sollten eine Demonstration der Stärke sein, jetzt sind sie ein Symbol für die dramatische Banken-Not in Spanien.





© European Union, 2012

Fast alle wollen an ihre Steuer-Milliarden - Bundeskanzlerin Angela Merkel im Kreis der europäischen Krisengipfel-Teilnehmer (v.li. 1. Reihe): Demetris Christofias (Zypern), Traian Basescu (Rumänien), Angela Merkel, EU-Präsident José Manuel Barroso, Enda Kenny (Irland), Mario Monti (Italien) sowie Jean-Claude Juncker (Luxemburg und Präsident der Euro-Gruppe). In der 2. Reihe: Borut Pahor (Slowenien), Jyrki Katainen (Finnland), Werner Faymann (Österreich) und Boiko Borissov (Bulgarien).



Alois Müller ist Präsident der Hauptverwaltung in Bayern der Deutschen Bundesbank. Der Artikel ist die gekürzte und aktualisierte Fassung eines Vortrags, den Präsident Müller vor dem Peutingen-Collegium gehalten hat.

Um diesen Konstruktionsmangel zu beheben gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder wir schaffen eine echte Fiskalunion. Hierzu hat bislang der politische Wille gefehlt. Mittlerweile deuten aber erste Signale – auch aus Berlin – darauf hin, dass in diesem Punkt ein Umdenken stattfindet.

Voraussetzung wäre allerdings, dass die Fiskalunion in allen betroffenen Ländern demokratisch legitimiert wäre. Oder wir stärken den bisherigen Rahmen der Währungsunion und bringen durch strengere Regeln im Bereich der Haushaltspolitik Eigenverantwortung, Haftung und Kontrolle wieder in Einklang. Der jetzt beschlossene Fiskalpakt zielt genau darauf ab. Allerdings steht der Test für den Fiskalpakt naturgemäß noch aus. Erst wenn er mit Leben erfüllt ist und im Ernstfall eine strikte Verschuldungsgrenze darstellt, ist er eine Verbesserung zum „Status Quo“.

Und noch eins muss mit Blick auf die Ausgestaltung des Rahmenwerks klar sein. Solange die Haushaltssouveränität der Mitgliedstaaten im Kern erhalten bleibt – und dies ist auch unter dem Fiskalpakt weiterhin der Fall – ist eine zunehmende Gemeinschaftshaftung oder gar die Einführung von Eurobonds nicht zu rechtfertigen. Gemeinschaftliche europäische Anleihen würden die Anreize für eine solide Finanzpolitik weiter schwächen und die disziplinierende Wirkung der Finanzmärkte vollends aushebeln!

Derzeit – so der Eindruck vieler – scheint es keinen Ausweg aus der Schuldenkrise zu geben. Dies ist aber nicht richtig. Wenn einige Punkte beachtet und eingehalten werden, kann das verloren gegangene Vertrauen wieder hergestellt und die Krise auch überwunden werden:

- Die Staatshaushalte müssen saniert werden. Die Krise ist im Kern eine Krise der Finanzpolitik. Demzufolge kann sie in letzter Konsequenz auch nur von der Finanzpolitik gelöst werden. Das heißt, alle EWU-Staaten, aber insbesondere die Problemländer, müssen endlich und noch beherzter als bisher in einen Konsolidierungskurs einsteigen.
- Die von der Krise betroffenen Länder müssen Strukturreformen durchführen, um wettbewerbsfähiger zu werden und das Wirtschaftswachstum zu fördern. Diese Reformen sind schwierig und schmerzhaft. Das Beispiel Irlands zeigt aber, dass sie möglich sind.
- Wir brauchen einen besseren Ordnungsrahmen für die Währungsunion. Der Fiskalpakt geht in die richtige Richtung. Er darf aber nicht zum Vorwand genommen werden, die Vergemeinschaftung von Risiken auszuweiten.
- Das gesetzliche Mandat des Eurosystems, Preisniveaustabilität zu gewährleisten, muss unangetastet bleiben. Forderungen, die Krise über die Notenpresse zu lösen, lenken von den eigentlichen Krisenursachen ab, bergen erhebliche Stabilitätsrisiken und gefährden letztlich die Glaubwürdigkeit der Geldpolitik.

All dies erfordert große Anstrengungen und gelingt nicht von heute auf morgen. Auch die jüngsten Wahlen in Griechenland lassen wieder die Hoffnung aufkommen, dass auch dort die notwendigen Veränderungen weitergeführt werden. Die Krise zu überwinden erfordert einen langen Atem. Ein Weg aus der Krise ist aber – bei Beherrschung der angesprochenen Punkte – möglich. ▲

Mangelware Vertrauen

Steter Vertragsbruch
führte zur Euro-Krise

Peter Schmalz

Der Euro ist schwer erkrankt. Als starke Währung wird er nur überleben, wenn er das schwindende Vertrauen der Märkte zurückgewinnt. Doch die Hoffnung auf gute Besserung scheint mehr Wunsch als Wirklichkeit.

Vertrauen bedingt, dass Abmachungen, Verträge und Gesetze eingehalten werden. Der Euro aber ist die traurige Geschichte des fortwährenden Vertrauens- und Rechtsbruchs.

Schon seine Gründung war doppelzünftig. Helmut Kohl wollte mit ihm den Weg zur Wiedervereinigung freimachen, sein Finanzminister Theo Waigel versprach den Deutschen, der Euro werde so stark sein wie die D-Mark. Frankreichs Präsident Francois Mitterrand hatte dagegen im Sinn, über die Gemeinschaftswährung die befürchtete Macht des geeinten Deutschlands zu schwächen. Der *Figaro* schrieb damals vom zweiten Versailles. Der brutale Hinweis auf den Kapitulationsvertrag ging jedoch im Euro-Taumel unter.

Auch die Warnungen vieler Experten aus Brüssel, von der Bundesbank und selbst aus Waigels eigenem Haus, man dürfe das Währungshaus nicht vom Dach her bauen, sondern müsse als Fundament erst eine tragfähige Fiskalunion schaffen, wurden ignoriert, Mahner auch rüde zum Schweigen gebracht. Thilo Sarrazin schildert in seinem neuen Euro-Buch, wie groß im Finanzministerium die Zweifel am übereilten Euro-Projekt waren. Heute widerspricht kaum mehr einer, wenn von „fatalen Konstruktionsfehlern“ gesprochen wird.

Damals wurde auf den Stabilitätspakt verwiesen, der übermäßige Staatschulden im Euro-Raum verhindern sollte. Doch jeder bog ihn sich nach Gusto zurecht, die Deutschen vorneweg. Was vereinbart war, schien nur noch Geschwätz von gestern. Es wurde getrickst und gemauschelt, gelogen und betrogen. Nicht nur in Griechenland, wenngleich dort am unverschämtesten und mit den schlimmsten Folgen.

Und es geht weiter so: Das vertraglich vereinbarte Verbot, Staatsschulden zu vergemeinschaften, steht nur noch auf dem Papier; die Europäische Zentralbank EZB ist längst vertragswidrig zum Schuldenfinanzier geworden; Griechenland kassiert einen mehr als hundertfachen Marshallplan, während seine Beamten den vereinbarten Staatsumbau systematisch hintertreiben. Und rote Linien schiebt man klammheimlich vor sich her, um sie nicht zu überschreiten. Die Eurozone ist kein rechtsfreier Raum, doch der Rechtsbruch ist zum gemeinsamen Nenner geworden. Wer mag da noch darauf vertrauen, dass Zusagen und Verträge künftig anders behandelt werden, als bisher üblich?

Die wichtigste Medizin, die der Euro braucht, ist Vertrauen. Das aber ist Mangelware in der europäischen Apotheke. ▲

Der Bau eines stabilen Hauses beginnt beim Fundament und endet beim Dach. Beim Euro versuchten die Politiker den umgekehrten Weg - und wundern sich jetzt, dass ihr Bauwerk einzustürzen droht.

**„Vertrauen wird ein
reinlich Häuslein
bauen.“**

Johann Wolfgang von Goethe

Troika plus...

Genossen auf Kandidatensuche – Piraten könnten Gabriels Verbündete werden



Hugo Müller-Vogg

Wer hat, der hat. Gleich vier Sozialdemokraten wird zugetraut, Angela Merkel 2013 aus dem Kanzleramt zu vertreiben: ihrem Vorsitzenden Sigmar Gabriel, dem 2009 gegen Merkel gescheiterten Fraktionsvorsitzenden Frank-Walter Steinmeier und Peer Steinbrück, Ex-Finanzminister ohne politische Funktion, dafür mit umso größerem Selbstbewusstsein. Seit ihrem Wahlerfolg im Mai gilt auch die nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin Hannelore Kraft als „kandidabel“. So besehen hat die SPD jetzt eine „Troika plus“.

Seit Monaten unterhält die sozialdemokratische Männer-Troika die Medien und das Wahlvolk mit einem Wettbewerb, für den es keine Regeln gibt. Selbstverständlich betonen alle, der Parteivorsitzende habe bei der Kanzlerkandidatur das erste Zugriffsrecht. Aber passt die Möglichkeit der Selbstausrufung eigentlich zum Ruf nach mehr innerparteilicher Demokratie?

Steinbrück jedenfalls scheint den Vorsitzenden in Sachen Kanzlerkandidatur keineswegs für die höchste Instanz zu halten. Seine Vorstellung: „Der Zeitpunkt wird kommen, wo ich mich mit zwei oder drei Führungspersonlichkeiten der SPD darüber zusammensetze.“ Das hört sich so an, als werde in erster Linie Steinbrück festlegen, wer entscheiden darf und wann entschieden wird.

Und Steinmeier? Der frühere Außenminister hält sich bewusst zurück. Er würde gerne nochmals antreten, auch um die 23-Prozent-Schmach von 2009 vergessen zu machen. Gleichzeitig macht gerade diese Niederlage es für Steinmeier so schwer, seine Ansprüche offensiv zu vertreten.

Steinmeier ist ein ebenso erfahrener wie solider Praktiker der Macht. Der Mann kann zweifellos Kanzler. Aber ihm fehlt, siehe 2009, das Raubbeinige, Populistische und Charismatische, das ein SPD-Kandidat braucht, um den Spagat zwischen der eher linken Basis und den Wechselwählern der Mitte zu schaffen.

Gabriel wiederum hat Rückhalt bei den Funktionären und Mitgliedern und bemüht sich durch sein Abrücken von der „Agenda 20“ den linken Flügel auf seine Seite zu ziehen. Allerdings weiß jeder um seine Sprunghaftigkeit. So war er ein früher Befürworter von Eurobonds, um bald wieder davon abzurücken. So wollte er die SPD in der Euro-Krise auf einen schärferen Gegenkurs zur Regierung festlegen, um dann doch für die verschiedenen Rettungsschirme zu stimmen. Da fragt sich mancher in der SPD, ob „Siggi“ mehr als Vorsitzender kann?

Daran hat bei Steinbrück keiner Zweifel, auch nicht, dass der antreten will. Denn Steinbrück weiß, dass letztlich der Kanzlerkandidat den Kurs im Wahlkampf bestimmt und auch bei den anschließenden Koalitionsverhandlungen der entscheidende Machtfaktor ist. Steinbrück will mit der ihm eigenen Mischung aus Kompetenz und Überheblichkeit die SPD nicht jenen linken „Heulsusen“ überlassen, die er für das Debakel von 2009 verantwortlich macht.

Natürlich kennt Steinbrück sein größtes Handicap: Die linke Basis sieht in ihm einen Schröder II, nur ohne dessen Zugkraft als Wahllokomotive. Schließlich wurde die SPD 2005 mit ihm als Spitzenkandidaten in NRW abgewählt.

Wer drei Kandidaten hat, kann also nicht automatisch aus dem Vollen schöpfen. Dass Hannelore Kraft plötzlich als mögliche Kandidatin gehandelt



Mit der Aktion „Politiker-Dosenwerfen“ demonstrierte die Piratenpartei ihren mangelnden Respekt vor dem politischen Betrieb, in dem sie inzwischen selbst mittendrin stecken. Sie könnten im nächsten Jahr sogar die entscheidenden Stimmen für einen SPD-Bundeskanzler liefern.

wird, zeigt die Verzweiflung mancher Sozialdemokraten über die Troika-Mitglieder. Doch die Wahlsiegerin von Düsseldorf hat vor der Landtagswahl jeden Wechsel nach Berlin kategorisch ausgeschlossen. Diesen Schwur kann sie nicht ein paar Monate später brechen, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Muss also doch einer der Männer ran. Was den Herren – wie der Partei – die Entscheidung aber so schwer macht, ist die politische Lage. Die sieht für Schwarz-Gelb ziemlich trüb aus. Durch das Aufkommen der Piraten und der Stabilisierung der Linkspartei auf niedrigem Niveau sieht es aber auch keineswegs nach einer klaren rot-grünen Mehrheit aus.

Zudem scheint eines klar zu sein: Eine Große Koalition ist aus der Sicht der SPD die schlechteste aller Lösungen. Noch einmal Mehrheitsbeschaffer für Angela Merkel zu werden und sich anschließend von den Wählern abstrafen lassen? Das will keiner.

Falls Rot-Grün vorne liegt, aber keine eigene Kanzlermehrheit hat, dann könnten die Piraten ins Spiel kommen. Schließlich haben die sich bei den Ministerpräsidentenwahlen in Kiel und Düsseldorf als treue „Wahlhelfer“ von Rot-Grün bewährt. Warum also nicht auch im Bund?

Ein eigener Kanzler mit Unterstützung der Piraten dürfte der SPD 2013 jedenfalls lieber sein als ein SPD-Vizekanzler unter Merkel. Kann man sich Steinbrück vorstellen, wie er mit Piraten verhandelt, ohne ihnen nach fünf Minuten zu beschneigen, dass sie von nichts eine Ahnung haben? Wohl kaum. Würde Steinmeier sich das zumuten? Eher nicht. Bleibt also Gabriel. Denn er macht keinen erkennbaren Unterschied zwischen Beweglichkeit und Beliebigkeit. Das könnte sein wichtigstes Pfund sein, wenn er Steinmeier und Steinbrück erklären muss, warum er sich selber für den Besten hält. ▲



Foto: Laurence Claperton

Dr. Hugo Müller-Vogg war Mitherausgeber der FAZ und arbeitet als Publizist in Berlin, u. a. als Kolumnist für BILD. Mehr über unseren Autoren unter www.hugo-mueller-vogg.de

Starker Aufbruch

Besitzstandwahren ist kein
Zukunftsmodell – Dank an Bayern



Christine Lieberknecht

„Einen neuen Aufbruch wagen“ lautete das Motto des diesjährigen Katholikentages in Mannheim. Die Geschichte des Glaubens, die Geschichte unseres Volkes und wohl auch die Geschichte eines jeden einzelnen Menschen kennt diese Zeiten des Aufbruchs, kennt diese Zeiten, in denen vieles in Bewegung geraten ist und nach Ordnung und neuer Einordnung ruft.

Der Wille, einen neuen Aufbruch zu wagen, war auch die treibende Kraft der friedlichen Revolution 1998/1990. Sie war getragen von Zivilcourage, von der Sehnsucht nach Freiheit. Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, Soziale Marktwirtschaft, ideologiefreie Bildung – das waren die Antriebskräfte, die uns 1989 beflügelt haben.

Bei dem enormen Transformationsprozess, der daraufhin im Osten Deutschlands folgte, haben wir aber auch deutlich gespürt, dass es bei Wirtschaft nicht nur darum geht, Produktionsprozesse zu organisieren, den technologischen Fortschritt weiterzuentwickeln und mit Waren zu handeln, sondern dass Wirtschaft immer auch eine geistig-kulturelle Voraussetzungen braucht. So galt es, die Hinterlassenschaften aus bankrotten Staatsbetrieben zu beseitigen und eine verrottete Infrastruktur neu aufzubauen. Nnoch wichtiger aber war, in den Köp-

fen neu zu denken und über Jahrzehnte fehlgeleitete Entwicklungen zu korrigieren. Dabei haben uns die Nachbarn im Süden und Westen enorm geholfen.

Gerade zwischen Thüringen und Bayern gab es reiche historische Bestände und belastbare Ankerpunkte für neue Entwicklungen auf altem Grund. In der Kaiserpfalz von Goslar hat der frühere Bundespräsident Roman Herzog 1995 von „den Juwelen aus der Schatzkiste des Alten Reiches, die ihren Wert und ihren Glanz noch keineswegs verloren haben“, gesprochen. Dieser Satz ist für mich noch immer die treffendste Beschreibung für die einzigartige Fülle der geistig-kulturellen Verbindungen zwischen den einzelnen Ländern bis zum heutigen Tag. Die widersinnige und brutale Grenze konnte nicht auf Dauer trennen, was sich durch Jahrhunderte in einer unglaublichen Intensität und Dichte entwickelt hatte, ganz abgesehen vom Zusammenhalt der

Menschen über Mauer und Stacheldraht hinweg. Allein beim Blick auf die Veste Coburg schwang für jeden Südhüringer ein Gefühl der Sehnsucht mit. Dass sich diese Sehnsucht 1989 Bahn brechen konnte, daran hat die Bayerische Staatsregierung einen für uns Thüringer unvergessenen Anteil. Es war der Freistaat Bayern, der sich unbeirrt vom Zeitgeist immer für die deutsche Wiedervereinigung eingesetzt hat. Auf seinen Antrag hin hat das Bundesverfassungsgericht 1973 das Festhalten am Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes bekräftigt. Standhaftigkeit lohnt sich. Und ich plädiere nachhaltig dafür, dies nicht nur als eine Fußnote der Geschichte zu sehen. Es war elementar für den Erfolg unseres Freiheitsstrebens.

„Unfreiheit lehrt Freiheit.“ So lautet ein viel zitiertes Wort. Freiheit haben die Thüringer ergriffen. Und zwar mit beiden Händen und mit viel Unterstützung von unseren Nachbarn entlang der 753 Kilometer ehemaligen innerdeutschen Grenze, von Niedersachsen, Hessen und Bayern. Auch dafür sind wir dankbar. „Die Bayern kommen...“, so stand auf Plakaten der Thüringer, die sich 1989 über die Grenzöffnung freuten. Als Thüringer haben wir damals auf drei Dinge gesetzt: Erstens wollten wir unsere Lage in der Mitte Deutschlands und Europas nutzen. Das hieß, Straßen auszubauen und mit der Verkehrsinfrastruktur im Westen zu verknüpfen oder neue anzulegen, wie die ICE-Strecke von München über Erfurt nach Berlin, an der wir noch bauen.

Zum Zweiten waren wir fest davon überzeugt, dass vor allem die kleinen Einheiten unterstützt werden müssen. Deshalb haben wir unseren Staat nach dem Prinzip der Subsidiarität aufgebaut und dabei auch auf die reichen Erfahrungen in Bayern geschaut. Die große Aufbauleistung konnte nur gelingen, wenn klar war, dass die Politik den Menschen vertraut. Dies war Voraussetzung dafür, dass wir Politiker auch das Vertrauen der Menschen erhalten haben. Ohne dieses gegenseitige Vertrauen hätten wir die erstaunliche Erfolgsgeschichte Thüringens in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht leisten können. Und drittens galt und gilt für uns: Bildung, Bildung und nochmals Bildung.

Es war der richtige Weg, den wir eingeschlagen haben. Aber stehen bleiben gilt nicht. Doch was tun in einer Welt, in der inzwischen alle Regionen über alle Kontinente hinweg im Wettbewerb stehen, Ländergrenzen und Zölle verschwinden, Kosten für Transport und Telekommunikation sinken? Heute wird eine Nachricht schneller, billiger und sicherer von Erfurt nach Taiwan geschickt als noch vor wenigen Jahren von München in Bayern nach München nahe dem thüringischen Bad Berka. Die Globalisierung erlebe ich unmittelbar in meinem eigenen Wahlkreis in Apolda, wo die Firma Ospelt täglich eine Million Pizzen herstellt und in Italien, Spanien oder Portugal verkauft. Globalisierung fordert von uns allen, vor allem aber von



der Wirtschaft, flexibler zu sein sowie schneller zu agieren und zu reagieren.

Die so genannten Schwellenländer, zu denen wir im Wettbewerb stehen, sind extrem flexibel, schnell und hungrig. Es sind Länder, die in der Globalisierung enorme Chancen für sich selber sehen. Auch wir tun gut daran, vor allem Chancen in den Blick zu nehmen. Denn wer sich von den Entwicklungen der Weltwirtschaft abschotten möchte, der wird scheitern. Ich möchte dabei an die bayerisch-sächsische Zukunftskommission erinnern, die es vor vielen Jahren gab. Aufbauend auf die dortigen Erkenntnisse hat der ehemalige Sächsische Ministerpräsident Georg Milbradt formuliert: „Wir müssen offen sein! Wenn wir offen sind, werden die Menschen nicht von uns gehen, sondern zu uns kommen. Von der Schönheit unserer Kultur beeindruckt und von der Kraft unseres Geistes überzeugt.“ Er dachte dabei an Sachsen, das gilt aber genauso für Bayern und Thüringen. In jedem Fall erfordert die Globalisierung auch die Fähigkeit zur Anpassung. Hier haben die Menschen in Ost- und Mitteldeutschland während der vergangenen 20 Jahre bereits eine beachtliche Leistung vollbracht, die in der Geschichte ohne Beispiel ist. Vier von fünf mussten sich einen neuen Arbeitsplatz suchen.

Thüringen ist zurückgekehrt in der Mitte Europas mit allen Möglichkeiten, die sich aus dieser Mittellage ergeben. Zwei Jahrzehnte nach der Wende müssen wir aber auch sehen, dass „die Anpassung West“ nicht weiter das Erfolgsmodell sein kann. Wir müssen uns vielmehr fragen, ob wir in Mitteldeutschland verstanden haben, uns wieder auf unsere eigenen Stärken zu besinnen und ob wir auch die Chancen voll im Blick haben, die uns durch die Erweiterung unserer Märkte in Richtung Osten gegeben sind. Je länger sich der Prozess der deutschen Einigung vollzieht, umso klarer treten bei uns die für Thüringen vor der DDR-Zeit typischen Strukturen wieder hervor, das alte ingenieurtechnische Wissen entfaltet sich, dutzendfach entstehen Garagenfirmen, die ehemaligen Zeissianer knüpfen

Nah bei den Bürgern: Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht hat über hundert ihrer 234 Ehrenpatenkinder zu einem Fest in den Erfurter Zoopark eingeladen.

Christine Lieberknecht wurde im Oktober 2009 zur Ministerpräsidentin im Freistaat Thüringen gewählt und war die erste CDU-Ministerpräsidentin in Deutschland. Nach der Wende hatte die evangelische Pastorin das Kultus- sowie das Bundes- und Europaministerium geführt, war Landtagspräsidentin und CDU-Fraktionsvorsitzende. Ebenfalls 2009 übernahm sie den Landesvorsitz der CDU in Thüringen. Christine Lieberknecht wurde 1958 in Weimer geboren, ist mit einem Pastor verheiratet und Mutter zweier Kinder. Der obige Beitrag ist die gekürzte Fassung ihres Vortrags beim Peutinger Collegium zum Thema „Thüringen und Bayern – Bestandsaufnahme und gemeinsame Perspektiven“.

Der Freistaat Thüringen ist mit 2,2 Millionen Einwohnern und einer Fläche von rund 16.000 Quadratkilometern eines der kleinsten der deutschen Länder. Erfurt ist Landeshauptstadt, die Universitätsstadt Jena hat sich zu einer Boomtown entwickelt.

wieder an ihre stolze Tradition an. Unserer wichtigsten Vorteile als Thüringer in der globalisierten Welt sind Flexibilität und Anpassungsfähigkeit. Darin sind wir den alten Bundesländern durchaus überlegen. Die etablierten Strukturen der westlichen Welt werden nicht unsere Antworten sein. Besitzstandswahren ist kein Zukunftsmodell. Ich sage das vor dem Hintergrund gewaltiger Investitionen, die der Freistaat Thüringen getätigt hat. Darunter sind allein 44 Milliarden Euro auf Landesebene für die Wirtschaftsförderung. Auf kommunaler Ebene kommen noch einmal 7,5 Milliarden Euro hinzu. Das werden wir in dieser Weise nicht fortsetzen können. Daraus ergibt sich die Frage, wie unsere Standorte ihre Wettbewerbsfähigkeit und ihr Wirtschaftswachstum mittel- und langfristig absichern können. Einen guten Rat finde ich dazu bei dem Harvard-Wirtschaftswissenschaftler Michael Porter und seiner Theorie des „Stärkens von Stärken“. Er sieht in der Zusammenarbeit von Industrie, Dienstleistung, Forschung, Verwaltung und Politik den wichtigsten Motor einer innovationsbasierten Wachstumsstrategie, bei der jeder sich auf seine Kernkompetenz konzentriert, man aber gemeinsam die Wettbewerbsvorteile schöpft. So entstehen Cluster, mit denen gerade Bayern erfolgreiche Erfahrungen hat.

Wir dürfen aber nicht den Fehler machen, die Stärken von gestern auch automatisch für die Stärken und Qualitäten von morgen zu halten. Um dieser Gefahr gegensteuern, haben wir in Thüringen damit begonnen, wirtschaftspolitische Antworten auf die Fragen zu finden, die sich in 10 oder 20 Jahren ergeben werden. Zu diesem Zweck haben wir einen Trendatlas erstellt. Damit unternimmt eine Landesregierung zum ersten Mal den Versuch, die absehbar stabilen Trends der globalen Entwicklung auszuwerten und daraus Abschätzungen für künf-

tige Märkte abzuleiten. Das kann zum Beispiel bedeuten, die in Umrissen heute bereits erkennbaren Innovations sprünge bei der Nanotechnologie, der 3-D-Technologie oder der Entwicklung neuer Werkstoffe mit diesen Megatrends zu verbinden und so neue kaufkräftige Märkte zu erschließen. All dies entspricht dem, was ich in meiner ersten Regierungserklärung vom November 2009 deutlich gesagt habe: „Der Ruf nach mehr Geld muss zum Ruf nach mehr Geist werden.“

Über allem unserem Handeln aber steht der wunderbare Anspruch der Schriftstellerin Ricarda Huch, die nach dem 2. Weltkrieg Alterspräsidentin des 1946 wieder gegründeten Thüringer Landtages wurde. In ihrer Eröffnungsrede äußerte sie den Wunsch: „Es sei dem Lande Thüringen beschieden, dass niemals mehr im wechselnden Geschehen diese Sterne untergehen: Das Recht, die Freiheit und der Frieden.“ Sie konnte nicht ahnen, was die Kommunisten dem Land noch antun werden. Umso mehr ist ihr Wunsch uns heute Verpflichtung. ▲

Der Beitrag ist die gekürzte Fassung der Rede von Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht vor dem Peutingen-Collegium.



Zu Besuch in München: Thüringens Regierungschefin Christine Lieberknecht mit Peutingen-Präsident Marcus Ernst (r.) und Peutingen-Chefredakteur Peter Schmalz.

Mutig und standfest

Die meisten von uns im Westen kannten die Vorgänge in der damaligen DDR und ihre Menschen nur über wenige Zufallskontakte und aus den Medien. Die wenigsten von uns konnten sich vorstellen, was es bedeutet hat, wie Ihr Vater, Pfarrer zu sein und den Kindern eine berufliche Zukunft zu ermöglichen, ohne sich den parteipolitischen Zwängen einer Einheitspartei zu unterwerfen. Zu studieren, obwohl man zum Beispiel nicht an der quasi staatlich verordneten Jugendweihe teilgenommen hat.

Sie gingen als ältestes von vier Geschwistern diesen Weg, studierten Evangelische Theologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und wurden 1984 Pastorin für mehrere Ortschaften im unmittelbaren Norden von Weimar, Ihrer Geburtsstadt.

Es ist fasziniert, wie viele Menschen aus einem theologisch geprägten Elternhaus kommen oder selbst Pfarrer waren und heute politische Verantwortung in einer wichtigen Position unseres vereinten Vaterlandes wahrnehmen. Wir denken hierbei natürlich an Bundeskanzlerin Angela Merkel und an Bundespräsident Joachim Gauck.

Der Glaube und die christliche Erziehung haben sie zu standfesten, ja zu mutigen Menschen gemacht, die – trotz der schwierigen Umstände – aktiv dafür eintraten, den Menschen ihre Freiheit, ihre Würde und ihre Rechte zur freien Meinungsäußerung und persönlichen Entfaltung zu geben. Es ist beeindruckend, dass Sie dafür nicht den Weg über den verdeckten Widerstand genommen haben, sondern über offizielle Institutionen – und schon gar nicht über eine Flucht.



Ihr Eintritt 1981 in die CDU der DDR, die damals noch in die SED eingebunden war oder selbst die ehrenamtliche Tätigkeit in der FDJ gehörten dazu. Hier haben Sie sich für gesellschaftliche Reformen eingesetzt. Im „Brief aus Weimar“ haben Sie noch kurz vor der Wende im Herbst 1989 für eine Loslösung der DDR-CDU von der SED gefordert. Zu dieser Zeit ein mutiges Unterfangen.

Auszug aus der Begrüßungsrede für Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht von Peutingen-Präsidiumsmitglied Robert Salz

Kurz gemeldet

Nibelungen schauen daheim vorbei

Die Burg Prunn, trotzig und schier uneinnehmbar auf einem schroffen Jurafelsen hoch überm Altmühltal, strahlt nach einer gründlichen Sanierung in neuem Glanz und lockt mit einer spektakulären Ausstellung: Nach fast einem halben Jahrhundert ist eine der ältesten Handschriften des Nibelungenliedes, der „Prunner Codex“, zumindest vorübergehend in jene Burgmauern zurückgekehrt, in denen sie im Jahr 1567 zufällig im Burgarchiv entdeckt wurde. Dieser außergewöhnliche Foliant, um 1330 geschrieben, zählt zum Unesco-Weltdokumentenerbe und wird im August wieder zur sicheren Aufbewahrung in die Schatzkammer der Bayerischen Staatsbibliothek zurückkehren. Den Besuchern aber bleibt bis Ende September die Sonderausstellung „Ritter, Recken, edle Frauen“, die rund um Nibelungenlied und Minnegesang das nicht immer erfreuliche Mittelalter auf Burg Prunn auferstehen lässt. (Bis 30. September tägl. von 9 bis 18 Uhr) ■



Intelligent verknüpft

Bayern Industrie verdient schon jeden zweiten Euro im Ausland und ist gut gerüstet, um auch künftig im globalen Wettbewerb vorne mitzuspielen. „Das Produktportfolio unsere Industrie passt zur weltweiten Nachfrage“, zeigt sich Bertram Brossardt, der Hauptgeschäftsführer der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, zuversichtlich. Vor allem in den forschungsintensiven Branchen wie Medizin-, Mess-, Steuer- und Regeltechnik sowie im Fahrzeugbau konnte die bayerischen Unternehmen ihre weltweite Position ausbauen. Die Nase vorn haben die Bayern auch bei sogenannten hybriden Angeboten, also einer intelligenten Verknüpfung von Produkt und Dienstleistung. Schon 16 Prozent der weißblauen Unternehmen gelten als hybrid. Brossardt ist überzeugt: „Die industrielle Wertschöpfung der Zukunft liegt darin, Produktion und Dienstleistung klug zu kombinieren.“ ■



Wichtig für ganz Bayern

In Berlin sind sie unfähig, einen Airport termingerecht startklar zu machen, in München haben knapp 18 Prozent der wahlberechtigten Bürger den Bau einer dritten Startbahn für den Franz-Josef-Strauß-Flughafen abrupt gestoppt. Eine für die wirtschaftliche Entwicklung Bayerns enorm wichtige Investition, meinen Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) und Wirtschaftsminister Martin Zeil (FDP). Beide suchen nun nach Wegen, den Bau in absehbarer Zeit doch noch realisieren zu können. Sollen in einem Bürgerentscheid alle Bayern über den Flughafen abstimmen, schlägt Zeil vor: „Schließlich müssen die negativen Folgen des Münchner Votums gegen die 3. Startbahn alle Bürger des Freistaats tragen.“ ■



© Flughafen München GmbH

Versteckt und verschwiegen

Sie bleibt die Kaiserin der Herzen, auch wenn sie wenig glücklich lebte und tragisch ums Leben kam. Vor 175 Jahren wurde Sisi im Leuchtenberg-Palais an der Münchner Ludwigstraße geboren und wuchs im Schloss Possenhofen am Starnberger See auf. Ein Sehnsuchtsort war ihr die nahe Roseninsel, wohl auch verschwiegenes Eiland für heimliche Treffen mit dem geliebten Cousin, dem Bayern-König Ludwig II. Nun hat auch Finanzminister Markus Söder ein Auge auf das Inselchen geworfen: Unterm Wasserspiegel ruhen Reste einer 6000 Jahre alten Pfahlbausiedlung, die im vergangenen Jahr zum Unesco-Welterbe ernannt wurden. Den Besuchern, die seither vermehrt kommen (übers Jahr 60 Prozent plus), soll künftig eine Schautafel das versteckte Welterbe sichtbar machen. Und für Sisi-Freunde ist im Kaiser-Elisabeth-Museum (Alter Bahnhof) die Sonderschau „Unbeschwerte Kindheit und starke Familienbande“ eingerichtet. ■



Denkanstoß

„Das sozialdemokratische Weltbild hat sich insgesamt erfolgreich durchgesetzt. Wer unliebsame Wahrheiten ausspricht oder etablierte Ansichten zur Disposition stellt, macht sich unbeliebt. Und der Mensch ist eben ein bequemes Wesen. Das gilt gerade für die Deutung der deutschen Geschichte – egal ob das Thema nun der Nationalsozialismus oder die 68er Bewegung ist. Die historischen Themen sind in ihre Schubladen einsortiert. Auch Universitäten, die Institutionen also, in denen die Geschichte diskutiert und erforscht werden sollte, sind heute im wesentlichen durchsozialdemokratisiert. Man glaubt, die Forschung habe sich in diese oder jene Richtung zu entwickeln, und wacht mit Argusaugen darüber. Wer davon abweicht, ist suspekt.“

Der Historiker und Journalist Götz Aly in der Zeitschrift Schweizer Monat

Gewinn für alle

Renaissance der Genossenschaften stärkt den ländlichen Raum



Manfred Nüssel

Die Vereinten Nationen haben 2012 zum Internationalen Jahr der Genossenschaften ausgerufen. Sie würdigen damit eine globale Bürgerbewegung, die vor 165 Jahren in Deutschland entstanden ist. Mittlerweile ist jeder neunte Erdenbürger Mitglied in einer Genossenschaft: 800 Millionen Menschen in über 100 Ländern. Auch in Deutschland wächst die Zahl der Genossenschaften rasant. Sie stärken das gesellschaftliche Zusammenleben und haben sich vor allem im ländlichen Raum zu einem nachhaltigen Bestandteil der Wirtschaft und der Gemeinschaft entwickelt.

Begonnen hat es in tiefer Not: Nach einer katastrophalen Missernte 1846 gründete der junge Bürgermeister Friedrich Wilhelm Raiffeisen mit anderen Bürgern zusammen in seiner westfälischen Heimatstadt den „Weyerbuscher Brodverein“. Gemeinsam konnten sie das teure Brot um die Hälfte billiger backen und verkaufen, wer aber dennoch nicht zahlen konnten, bekam Brot gegen Schuldscheine, die in besseren Zeiten wieder eingelöst werden mussten. So konnte durch Selbsthilfe die größte Not überwunden werden. Nach der Raiffeisen-Idee „Was der Einzelne nicht vermag, das vermögen alle“ entwickelten sich aus der Lebensmittel-Nothilfe bald genossenschaftliche Selbsthilfeorganisationen. Ähnlich handelte zur gleichen Zeit Hermann Schulze-Delitzsch in seiner sächsischen Heimatstadt Delitzsch.

Weltweit gibt es dreimal mehr Genossenschaftsmitglieder als Anteilseigner von Kapitalgesellschaften.

Die fortschreitende Industrialisierung im 19. Jahrhundert und der damit verbundenen fundamentale Strukturwandel verursachten bei Bauern und Handwerken in Deutschland eine große Finanznot. Großbanken konzentrierten sich darauf, die aufblühenden Industrieunternehmen zu finanzieren, während den Landwirten und Gewerbetreibenden oft das Geld fehlte, Maschinen oder Saatgut zu kaufen. Mit den Spar- und Kreditvereinen entstanden um 1850 die ersten Volksbanken und wenig später mit den Darlehenskassen die ersten Raiffeisenbanken. Diese Kreditgenossenschaften waren eine aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nöten entwickelte Innovation, die nicht nur der vorübergehenden, sondern der dauerhaften Existenzsicherung diente.

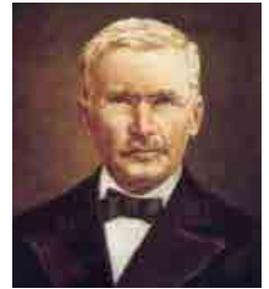
Und sie ist zeitlos gültig. Vor über 100 Jahren schlossen sich Kaufleute zur ersten „Einkaufs-

genossenschaft der Kolonialwarenhändler“ zusammen, der Edeka. Durch Wohnbaugenossenschaften bekamen auch Familien mit kleinem Einkommen ein ordentliches Dach überm Kopf. Und in Franken sowie in anderen Weinbauregionen haben viele Weinbauern Winzergenossenschaften gegründet und sich damit in einem hart umkämpften Markt behauptet.

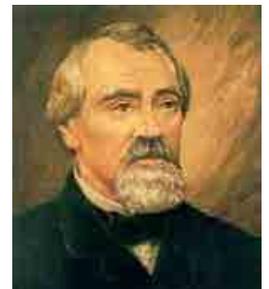
Genossenschaft erlauben schier unbegrenzte unternehmerische Gestaltungsmöglichkeiten. Auch dies ist ein Grund, weshalb gerade heute die Genossenschaften für immer mehr Menschen eine moderne und bürgernahe Antwort auf Globalisierung und Finanzkrise sind. Tatkräftige Kooperation bedeutet Mitgliederbeteiligung, Dezentralität und Nachhaltigkeit, drei hochaktuelle Begriffe in der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Diskussion. Die Menschen besinnen sich wieder auf das Bewährte, sie suchen Beständigkeit statt kurzfristigen Erfolg. Sie streben nach „immer besser“ statt nach „immer mehr“. Ursprünglich und vertrauenswürdig lauten die neuen Kriterien. Auch Unternehmen nutzen gewachsene soziale und wirtschaftliche Strukturen vor Ort zunehmend als Instrument des Wettbewerbs.

Wir erleben derzeit eine geradezu stürmische Renaissance der Genossenschaften vor allem im ländlichen Raum. Traditionell sind Genossenschaften im Handwerk, in der Landwirtschaft, im Handel und in der Kreditwirtschaft stark vertreten. In jüngster Zeit werden zahlreiche Genossenschaften zudem in den beiden Zukunftsbranchen Energie und Gesundheit gegründet. Die Energiewende führt zwangsläufig weg von den großen zentralen Anlagen und hin zur dezentralen Erzeugung. Energie muss künftig möglichst dort erzeugt werden, wo sie verbraucht wird.

Dafür sind Genossenschaften die ideale Unternehmensform. Sie bieten Landwirten, Bürgern und



„Was dem Einzelnen nicht möglich ist, das vermögen viele.“
Friedrich Wilhelm Raiffeisen
(1818 – 1888)



„Mehrere kleine Kräfte vereint bilden eine große Kraft, und was man nicht alleine durchsetzen kann, dazu sollte man sich mit anderen vereinen.“
Hermann Schulze-Delitzsch
(1808 – 1883)

Angela Merkel: Verantwortung tragen

Die deutschen Genossenschaften haben das Jahr unter das Motto gestellt: „Ein Gewinn für alle – Die Genossenschaften.“ Denn Genossenschaften leben und beleben wichtige Prinzipien der Sozialen Marktwirtschaft: Selbsthilfe, Selbstverwaltung, Selbstverantwortung. Es ist auch wichtig, dass, egal an welcher Stelle welche Genossenschaft tätig ist, von Generation zu Generation dieser Gedanke immer wieder weitergetragen wird, dass er immer wieder aufs Neue begründet, erlebbar gemacht wird.

Genossenschaften in Deutschland sind insoweit Vorbilder, wenn es darum geht, ökonomische, ökologische und soziale Interessen zu bündeln und an das Morgen zu denken. Allein in den letzten drei Jahren sind rund 700 Genossenschaften gegründet worden.

Man darf nicht drumherum reden; wer bei den Genossenschaften mitmacht, hat auch hohe Erwartungen, dass das Ganze rentierlich ist. Insofern werden wir auch über die Rahmenbedingungen sprechen, die in Wirtschaft und Gesellschaft so gesetzt sein sollten, dass Genossenschaften in unserem Land ein gutes Zuhause haben.

Meine tiefe Überzeugung ist: Ein Land funktioniert dann am besten, wenn möglichst viele Menschen Verantwortung tragen – und sei es jeweils nur ein ganz kleines Stück. Man denkt völlig anders mit, wenn man selber in Verantwortung steht. Dieser Gedanke ist auch ein Gedanke der Genossenschaften.

Auszüge aus der Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel beim Genossenschaftstag in Berlin im April 2012



Genossenschaften spielen eine wichtige Rolle in Wirtschaft und Gesellschaft – in der Forst- und Landwirtschaft, bei erneuerbaren Energie und auch in der Medizin.



Manfred Nüssel, 1948 im oberfränkischen Bad Berneck geboren, ist Präsident des Deutschen Raiffeisenverbandes. Der diplomierte Agraringenieur ist Sohn des früheren bayerischen Landwirtschaftsministers Simon Nüssel.

Kommunen eine bewährte, unkomplizierte und demokratische Rechtsform und machen Bürgerinnen und Bürger zu Eigentümer und Nutzer der Leistung zugleich. Energiegenossenschaften sorgen dafür, dass in der Region die Wertschöpfung gehalten oder dass neue geschaffen wird. Wie dies schon in den 1920er Jahren geschah, als vorwiegend an Wasserläufen eine Vielzahl von Energiegenossenschaften gegründet wurden. Mittlerweile bestehen allein in Bayern rund 130 von ihnen, die Fotovoltaik, Biogas und Wind nutzen.

Große Potentiale bieten sich durch demografischen Wandel und fortschreitende Urbanisierung auch bei der Gesundheits- und Altersversorgung. Ärzte gründen Gesundheitsgenossenschaften und sichern und verbessern damit die medizinische Versorgung im ländlichen Raum. Ruheständler organisieren genossenschaftlich ihr Wohnen im Alter und bieten damit eine echte Alternative

zum Seniorenheim. Eine genossenschaftliche Breitbandinitiative in Mittelfranken verlegt und betreibt Glasfaserkabel und beseitigt so weiße Flecken in der Internetlandkarte.

Die Zahl der Neugründungen in Bayern ist beeindruckend: Von elf im Jahr 2007 stieg sie 2011 auf 51. Insgesamt 180 neue bayerische Genossenschaften innerhalb von nur vier Jahren. Die 1.194 genossenschaftlichen Unternehmen in Bayern stellen über 53 000 Arbeitsplätze und haben über 2,7 Millionen Mitglieder. Das ist jeder vierte erwachsene Einwohner im Freistaat. Überall in der Welt machen die Genossenschaften in diesem Jahr auf sich aufmerksam. In Deutschland haben sich die Genossenschaften den Leitspruch „Ein Gewinn für alle“ gegeben. Sie zeigen damit, dass Genossenschaften nicht nur einen großen wirtschaftlichen Nutzen bringen, sondern auch die Gesellschaft bereichern. ▲

Schneller ins Nest

Bausparen liegt voll im Trend – *Peutinger*-Interview mit LBS-Chef Franz Wirnhier



Die Jugend strebt in die eigenen vier Wände: Eine Umfrage unter 16- bis 25-Jährigen ergab, dass fast 80 Prozent von ihnen später einmal in einer Eigentumswohnung oder im eigenen Haus wohnen wollen. Das spüren auch die Bausparkassen. Der Bausparvertrag sei für junge Menschen „richtig cool geworden“, meint LBS-Vorstandssprecher Franz Wirnhier im *Peutinger*-Interview. Sei Ziel: Wir wollen möglichst viele Mieter zu glücklichen Wohnungseigentümern machen.“ Auch wenn in der Finanzkrise die Immobilienpreise vor allem in den Großstädte deutlich gestiegen sind, rät Wirnhier zum Kauf: „Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ist in Deutschland die Relation zwischen Einkommen und Immobilienpreisen sehr günstig.“ Zudem seien die Zinsen historisch niedrig. →

Die Bayern zählen zu den eifrigsten Bausparern in Deutschland: 36,6 Prozent aller über 14-Jährigen im Freistaat besitzen mindestens einen Bausparvertrag.

Der Peutinger: My home is my castle – sagt der eine, Eigentum belastet, sagt der andere. Wer hat Recht?

Franz Wirnhier: My home is my castle – das sagt ja schon: Das Eigentum steht im Mittelpunkt. Das eigene Nest zu bauen, hat die Menschen immer beschäftigt und begeistert. Vor 5000 Jahren wäre niemand auf die Idee gekommen, zur Miete zu wohnen. Es gehört zur Natur des Menschen, sich mit seinem Nestbau zu beschäftigen und die eigenen vier Wände zu schaffen. Wie auch immer – im Baumhaus oder in einer Höhle, in der Etagenwohnung oder in der Villa. Die Idee des Bausparens, die es in China schon lange gab und die bei uns vor etwa hundert Jahren entwickelt wurde, erweiterte den Nestbau insofern, als sich mehrere zusammengeschlossen haben, um gemeinsam schneller ans Ziel zu kommen.

Peutinger: Aber dennoch wohnen die meisten nicht im Eigentum, sondern zur Miete.

Wirnhier: Es ist eine Frage der Möglichkeiten und Machbarkeiten. Vor 5000 Jahren gab es sicher noch

Peutinger: Man könnte annehmen, dass die Finanzkrise Ihnen die Kunden zutreibt.

Wirnhier: Bei den Turbulenzen an den Finanzmärkten ist es doch logisch, dass die Menschen Sicherheit suchen. Bausparen hat Tradition und ist sicher. Die kapitalmarktunabhängigen Zinsen, die ein Bausparvertrag bietet, machen die Finanzierung des Erwerbs und Erhalts von Wohneigentum planbar. Der Bausparvertrag ist ein eher konservatives Produkt.

Peutinger: Also ein Produkt für die ältere Generation?

Wirnhier: Da täuschen Sie sich gewaltig. Nach einer Studie unter 16- bis 25-Jährigen streben 77 Prozent eine eigene Immobilie an, nur neun Prozent sagen, sie wollten lieber zur Miete wohnen. Dazu kommt, dass selbst vier von fünf befragten Teenagern sagen, die Vorsorge fürs Alter sei von großer Bedeutung. Sie verlassen sich nicht mehr allein auf die Rente, sie wissen, dass sie vorsorgen müssen. Sie können rechnen und sagen sich: Eine Altersvorsorge, bei der ich mir mit 35 die eigenen Wände leisten und in ihnen schon wohnen kann, ist besser, als Kapital anzuhäufen, von dem ich nicht weiß, wie viel davon im Alter überhaupt noch vorhanden ist.

Peutinger: Aber für einen 18-Jährigen ist ein Bausparvertrag doch uncool?

Wirnhier: Im Gegenteil, er ist richtig cool geworden. Um die Jahrtausendwende musste man bei der nächsten Börsenemission dabei sein und glaubte, über Nacht Millionär zu werden. Dann platze die Blase, es wurde viel Geld verloren und es gab eine Rückbesinnung. Wir haben damals in der Werbung den Bausparer ganz bewusst als Spießier dargestellt. Da erzählt ein kleines Mädchen zuhause von der Freundin, deren Familie eine Wohnung im 5. Stock hat, wo man über die ganze Stadt sehen kann. Ihr Papa grummelt: Das sind Spießier. Worauf das Mädchen fröhlich sagt: „Papa, wenn ich groß bin, will ich auch mal Spießier werden.“ Das hat den Zeitgeist auf den Punkt gebracht. Und das ist sogar zu belegen: Von unseren 250.000 Kunden, die im vergangenen Jahr einen Bausparvertrag abgeschlossen haben, waren 93.000 unter 25 Jahren. Und davon wiederum 43.000 sogar unter 16.

Peutinger: Weil Eltern oder Großeltern es so wollten.

Wirnhier: Weil sie sagen: Wir helfen Dir schon mal, Geld fürs Wohnen auf die Seite zu legen. So bin auch ich zum ersten Bausparvertrag gekommen. Als ich 16 wurde, ist mein Vater mit mir zur örtlichen Filiale der Kreissparkasse gegangen: Der Bub braucht jetzt einen Bausparvertrag. Ich wusste damals gar nicht warum.

Peutinger: Was hat der Bub daraus gemacht?

Wirnhier: Mit meinem Taschengeld und einem Zuschuss von den Eltern erst einmal angespart. Beim Studium habe ich einen zweiten abgeschlossen und meine Frau kennengelernt, die auch einen Bausparvertrag hatte. Drei Jahre nach der Hochzeit haben wir uns dann ein Reihenhaus gekauft, etwas außerhalb von München, wo wir es uns noch leisten konnten.



Die Jugend träumt vom eigenen Heim: 77 Prozent, ergab eine Umfrage unter 16- bis 25-Jährigen, wollen später einmal in den eigenen vier Wänden wohnen, nur 9 Prozent zur Miete.

genügend Raum, um sich mit wenigen Mitteln einen nach damaligen Verhältnissen angenehmen Wohnraum zu schaffen. Das hat sich mit der wachsenden Bevölkerung verändert. Auch wenn wir in Deutschland keine Slums haben wie Länder mit erheblicher Überbevölkerung, so erfordert es doch erhebliche finanzielle Anstrengung, sich eine Wohnung leisten zu können. Das ist für manche, besonders in den größeren Städten, nicht leicht zu stemmen.

Peutinger: Sie müssen sich doch über jeden Mieter freuen: Er ist Ihr potentieller Kunde.

Wirnhier: Sicher, unser Ziel ist es, möglichst viele Mieter zu glücklichen Wohneigentümern zu machen. Bei einer Umfrage meinten kürzlich drei Viertel der Mieter, sie würden lieber in den eigenen vier Wänden wohnen. Daneben sprechen wir aber auch die Besitzer an, indem wir ihnen anbieten, für den Erhalt oder – wie aktuell – für die energetische Sanierung Kapital anzusparen und entsprechende Maßnahmen zinssicher zu finanzieren.

Peutinger: Im Wort Immobilie steckt das Wort immobil. Ein Widerspruch in einer globalisierten Welt mit einer möglichst mobilen Gesellschaft?

Wirnhier: Das Mobilitätsargument lese ich mehr in den Medien und höre es aber nicht von den Kunden. Das hat seinen guten Grund: Beim Kauf einer Immobilie ist man meist 35 und aufwärts. Da ist die Mobilität nicht mehr so wichtig, da hat man sich in der Regel beruflich schon etabliert und damit auch räumlich fixiert. Ich sehe es bei meinen eigenen Kindern: Gleich nach dem Studium ein, zwei Jahre ins Ausland gehen, einen Job in einer anderen Stadt, das Heiraten und Kinderkriegen hinausschieben. Aber ab 35 beginnt man dann doch, sich festzusetzen. Und da kann ich auch nochmals die oben erwähnte Untersuchung zitieren: Fast jeder Zweite gab an, an seinem jetzigen Wohnort oder in der näheren Umgebung dauerhaft leben zu wollen.

Peutinger: Wohnen Sie noch in Ihrem ersten Haus?

Wirnhier: Wir sind vor acht Jahren innerhalb des Ortes in ein freistehendes Einfamilienhaus umgezogen, das Reihenhaus gehört jetzt einem meiner Kinder.

Peutinger: Haben Sie mal mit Wohnungen spekuliert?

Wirnhier: Ich habe meine Altersvorsorge und meine Geldanlage mit Immobilien organisiert, aber dabei nie spekuliert. Ich habe keine Abschreibungsimmobilie im Osten gekauft.

Peutinger: Kein Mitleid mit denen, die dort viel Geld versenkt haben?

Wirnhier: Für die Betroffenen ist das bestimmt bedauerlich, aber die Wertverluste sind der Preis für das eingegangene Risiko. Die meisten haben dort den Fehler gemacht, nur nach dem größtmöglichen Steuervorteil zu spielen. Da wurde vom Prospekt weg gekauft, nur weil es hohe Abschreibungen gab. Ich habe mir immer eine Immobilie ausgesucht, von der ich mir vorstellen konnte, auch selbst drin zu wohnen.

Peutinger: Immobilien können aber auch ins Verderben führen. In Amerika wurde der Traum von den eigenen vier Wänden für Hunderttausende zum Alptraum, heute stehen sie vor dem Nichts. Immobilie ist also nicht immer Sicherheit.

Wirnhier: Man kann die deutsche Immobilienwelt nicht vergleichen mit der amerikanischen. Bei uns muss Eigenkapital mitgebracht werden, am besten 20 oder 30 Prozent. Bei uns hat man langfristige

Über 30 Millionen Bundesbürger besitzen einen Bausparvertrag, die Bayern sind nach den Baden-Württembergern die eifrigsten Bausparer: Fast 37 Prozent der Bayern über 14 Jahren besitzen mindestens einen Bausparvertrag. Der Bundesdurchschnitt liegt bei knapp 30 Prozent. Die Landesbausparkasse Bayern (LBS) betreut 1,5 Millionen Kunden und hat damit im Freistaat einen Marktanteil von rund 40 Prozent. Mit Schwäbisch Hall und Wüstenrot kommen die beiden größten privaten Bausparkassen aus Baden-Württemberg.

Zinsbindungen und nicht wie in Amerika eine variable Verzinsung, bei der sich der Zins jeden Monat verändern kann. Das Problem in Amerika entstand durch den Zins, der plötzlich so stieg, dass viele die Raten nicht mehr zahlen konnten. Zudem gibt es bei uns grundsätzlich keine 100-Prozent-Finanzierung, also ein Wohnbaurdarlehen für den gesamten Kaufpreis. Und schon gar nicht wie in Amerika, dass gleich die Einrichtung und das Auto mitfinanziert werden. Da kommen dann schnell 130 Prozent zusammen. Die Ausfallraten unseres Immobilienfinanzierungsgeschäftes sind im kaum wahrnehmbaren Bereich von einem Promille.

Peutinger: War in Amerika nicht eher die Politik das Problem, die propagierte, jeder solle sein eigenes Nest haben, egal ob er es sich leisten kann oder nicht?

Wirnhier: Das hätte funktionieren können, wenn die Finanzierung nicht in sich zusammengebrochen wäre. Hätte es eine zehn- oder gar 20jährige Zinsbindung gegeben, wäre deutlich mehr Stabilität im Markt gewesen. Das deutsche Bausparsystem hat ja gerade den Kerngedanken, sich unabhängig von Kapitalmarktschwankungen Zinssicherheit einzukaufen. Das Stabilitätsfundament durch angemessene Eigenkapitalanteile und langfristig kalkulierbare Darlehenskonditionen ist das Erfolgsrezept der deutschen Wohnbaufinanzierung.

Peutinger: München ist Deutschlands teuerste Immobilienstadt. Wie geht es weiter?

Wirnhier: Die Preise werden steigen. München ist nach wie vor Zuzugsgebiet, aber der Wohnraum ist knapp und die Flächen für Neubau sind begrenzt. Der Immobilienmarkt München wird sich positiv weiterentwickeln. Aber auch hier gilt der alte Grundsatz: Lage, Lage, Lage. Wir spüren aber auch an unserem eigenen Geschäft, dass sich andere bayerische Städte wie Regensburg und Augsburg oder der Raum Nürnberg-Fürth-Erlangen sehr gut entwickeln.

Peutinger: Kann sich ein Bausparer eine Wohnung in München überhaupt noch leisten?

Wirnhier: Aus zwei Gründen durchaus: Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ist in Deutschland die Relation zwischen Einkommen und Immobilienpreisen noch relativ günstig. Bei uns ist Wohneigentum an vielen Standorten bei durchschnittlichem Einkommen möglich. Auch Wohngebiete in und rund um München sind nicht nur für Reiche und Spitzenverdiener bezahlbar. Zweitens sind die Zinsen historisch niedrig. Im Vergleich zu vor fünf Jahren bedeutet allein der stark gesunkene Kapitalmarktzins eine Preisreduktion von bis zu 30 Prozent. Heute bekommt man ein 10jähriges Wohnbaurdarlehen für gut drei Prozent Zins, vor fünf Jahren waren es noch fünfeinhalb Prozent. Das sind sensationelle Rahmenbedingungen.

Peutinger: Also schnell zugreifen?

Wirnhier: Unbedingt. ▲

Das Gespräch führte Peter Schmalz

Der kollektive Spargedanke, der dem Bausparsystem zugrundeliegt, wurde bereits um 200 v. Chr. in China durch gemeinnützige Spargesellschaften auf Gegenseitigkeit verwirklicht. Die erste Bausparkasse entstand 1775 in Birmingham, 1885 gründete Pastor von Bodelschwing in Bielefeld die erste deutsche Bausparkasse.



Dr. Franz Wirnhier, 59, ist seit 2004 Sprecher der Geschäftsleitung LBS Bayerische Landesbausparkasse und stellvertretender Vorsitzender der LBS-Bausparkassenkonferenz.

Wagner ist Wahnsinn

Wagner-Solistin Waltraud Meier spricht mit Pierre-Dominique Ponnelle über große Stimmen, mächtige Regisseure und das Glück, zu singen



Foto: Markus Sellhaf

Wie viel Wallstreet steckt in Walhall? Eine Menge, meint die Wagner-Sopranistin Waltraud Meier im Gespräch mit dem Dirigenten und Komponisten Pierre-Dominique Ponnelle: Wagner habe hervorragend die Mechanismen von Gier und Übertreibungen als sehr menschlich erkannt. Gemeinsam beleuchten beide die Spannungen zwischen Sängern und Dirigenten, sprechen über die Gefahr junger Talente, rasch verheizt zu werden, und beleuchten die besondere Herausforderung eines Liederabends. Das Münchner Gespräch der beiden Künstler im Promenaden-Salon des Bayerischen Hofes ist eine Weltpremiere.

„Ich gehe dahin, wo gute Kunst gemacht wird: Wagner-Sopranistin Waltraud Meier im Peutingergespräch mit dem Dirigenten und Komponisten Pierre-Dominique Ponnelle.“

Pierre-Dominique Ponnelle: Hast Du bei der Euro- und Subprime-Krise zwischendurch an den „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner gedacht?

Waltraud Meier: Das liegt auf der Hand. Es beweist sich ja gerade, dass diese Mechanismen von Gier und Übertreibungen sehr, sehr menschlich sind. Das hat Wagner schon hervorragend erkannt.

Ponnelle: Wagners Enkel Wieland, der von 1951 bis zu seinem Tod 1966 zusammen mit seinem Bruder Wolfgang die Bayreuther Festspiele geleitet hatte, hat schon in den 50ern gesagt, Walhall ist Wallstreet. Kann man Gier nur auf die da oben projizieren?

Meier: Nein, jeder ist im Kleinen gierig. Wenn man von Steuerhinterziehung spricht, meinen die Leute,

das seien nur die großen Tiere. Aber im Kleinen wissen wir ja auch, was alles so an GeschäftlerIn an der Steuer vorbei geht. Das ist in der menschlichen Natur.

Ponnelle: Aber zwischen fünf grade sein lassen und einer Konstellation, die das ganze System in den Abgrund reißen kann, ist doch schon ein Unterschied.

Meier: Es kommt darauf an, in welcher Funktion der Mensch ist. Jede verändert ihn und macht ihn anders verführbar. Und je höher man steigt, ob in der Wirtschaft, in der Politik oder in der Kunst, umso mehr braucht man Charakter. Wer Macht hat, müsste in größerem Maße diesen Grundsätzen entsprechen.

Ponnelle: Und es braucht Kontrollen.

Meier: Es wäre eine schöne heile Welt, wenn wir sie nicht bräuchten.

Ponnelle: Eine schöne heile Welt wäre aber in der Kunst ganz schön langweilig.

Meier: Ja, natürlich.

Ponnelle: Kontrolle in der Musik ist nicht ganz einfach. In der Politik gibt es immerhin Wahlen. Im Musikbetrieb ist das nicht ganz so einfach.

Meier: Nein, hier sind die Hierarchien noch sehr ausgeprägt. Und alle Freiberufler, die abhängig sind von der Gunst anderer, um wieder engagiert zu werden, sind völlig unfrei. Junge Sänger, die noch keinen Schutz genießen, sind vollkommen angewiesen auf die Gnade derer, die sie engagieren.

Ponnelle: Was würdest Du jungen Sängern raten?

Meier: Sich psychologisch und diplomatisch sehr gut auszubilden, um diese Gratwanderung zu schaffen: dass man seinen eigenen Weg geht, der möglichst der eigenen Persönlichkeit entspricht. Dass man wahrhaftig und authentisch bleibt, und dennoch damit nicht zu viel aneckt.

Ponnelle: Wolltest Du immer schon Sängerin werden?

Meier: So mit fünf, da hatten wir eine Dame in der Nachbarschaft, die war im Opernchor. Da wollte ich das. Das war dann aber bald vorbei, dann wollte ich alles andere werden, nur nichts mit Gesang. Denn Singen war für mich etwas ganz Normales, wir haben zuhause sehr viel gesungen. Es war weit weg, dass man daraus einen Beruf macht.

Ponnelle: Und wie kam's dann doch dazu?

Meier: Mit 17 habe ich privat beim Chordirektor am Würzburger Stadttheater Gesangsunterricht genommen. Nur für mich, ohne Ziel Und ich war in allen Chören, im Extrachor von der Oper, im Schulchor, im Domchor, in einem kleinen Kammerchor und im amerikanischen Chor der Army Base. Ich habe dauernd irgendwo gesungen.

Ponnelle: Hast Du auch ein Instrument gelernt?

Meier: Schlecht Klavier. Ich bin manuell überhaupt nicht begabt. Aber zurück zum Singen. Mein Lehrer sagte immer: Hier im Raum, wenn Du Unterricht hast, dann tun wir so, als würdest Du die zweite

Callas werden. Sprich: Hier legen wir solche Maßstäbe an. Aber wenn Du aus der Türe gehst, sind alle Flausen aus dem Kopf. Du machst Dein Abi und Du studierst. So war das.

Ponnelle: War die zweite Callas nicht doch ein Ansporn?

Meier: Nö, für mich war das weit weg von jeder Realität. In meiner Familie gibt's keinen Musiker. Ich wollte Lehrerin werden. Aber dann, als ich 20 war, wurde im Würzburger Theater eine Stelle als Mezzosopranistin frei. Da sagte er: „Ich hab keine Ahnung, wie Du auf der Bühne wirkst, aber Du kannst ja mal vorsingen.“ Es war so ohne Druck.

Ponnelle: Also Solistin aus dem Stand?

Meier: Aus dem Stand. Meine erste Rolle war die Lola in „Cavalleria rusticana“.

Ponnelle: Für viele ist es ein Schock, wenn man ihnen sagt, dass die Begabung fürs Professionelle doch nicht ganz reicht. Aber wenn einem unerwartet das Gegenteil gesagt wird, Du bist begabt genug, Wimbledon zu gewinnen oder auf der Opernbühne zu reüssieren, dann muss man das auch erst einmal verdauen.

Meier: Och, in der jugendlichen Unschuld, da nimmt man das anders. Ich habe wenig darüber nachgedacht. Ich wusste ja, wenn's nicht hinhaut, gehe ich wieder rüber zur Uni und mache Anglistik und Romanistik weiter. Es war für mich kein Muss dahinter, kein Karrieredruck. Ich hatte einfach Spaß am Singen, und so ist es bis heute geblieben. Ich mache den Mund auf zum Singen und will was von mir geben. Ich will mich ausdrücken.

Ponnelle: Wagner war mit 20 Chordirektor in Deiner Heimatstadt Würzburg und hat dort seine allererste Oper „Die Feen“ beendet. Gab es da eine mystische Beziehung? Hattest Du von klein auf schon den Hang zu Wagner?

Meier: Grad eben nicht! Meine Eltern hatten zwar ein Abonnement fürs Stadttheater, aber auch als ich am Stadttheater war, spielte man keinen Wagner, weil Orchester und Theater zu klein waren.

Ponnelle: Und Schallplatten?

Meier: Meine erste LP war „Don Carlos“ mit Mirella Freni. Die habe ich heute noch.

Ponnelle: Wann kam Dein erster künstlerischer Kontakt mit Wagner? War das dann sofort die große Liebe?

Meier: Total! 1976 hab ich an einem Wettbewerb teilgenommen in Bayreuth. Ich bin hin und hab natürlich nicht Wagner gesungen, sondern die Eboli-Arie aus Verdis „Don Carlos“ und den Cherubino aus Mozarts „Le nozze di Figaro“, und hab den ersten Preis bekommen: Eintrittskarten für den ganzen Ring in der Inszenierung von Patrice Chéreau. Im Zug nach Bayreuth hab ich in Reclamheften das erste Mal den Text gelesen und gedacht, o weia, was kommt da auf mich zu. Ich war gar nicht begeistert. Mein Platz war im Parkett letzte Reihe oben, der Vorhang ging auf und ich saß von Anfang bis Ende auf der →



Weltstar aus der Provinz: **Waltraud Meier**, 1956 in Würzburg geboren, studierte fürs Lehramt, gewann einen Bayreuth-Wettbewerb und prägte als gefeierte Sopranistin die Wagner-Festspiele 17 Jahre lang. Heute ist sie der Star auf den großen Bühnen der Welt. Unser Bild zeigt sie als Waltraude in Wagners Götterdämmerung im Januar in New Yorker Metropolitan Opera.

Der Dirigent und Komponist **Pierre-Dominique Ponnelle** wurde 1957 als einziger Sohn der Schauspielerin Margit Saad-Ponnelle und des Opernregisseurs Jean-Pierre Ponnelle in München geboren, wo er am Richard-Strauss-Konservatorium studierte. Der Karajan-Schüler war nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion Chefdirigent der Staatsphilharmonie in Minsk und gastierte als freier Dirigent vor allem in Russland und Zentralasien. Ponnelle dirigierte u.a. die Münchner Philharmoniker sowie die Bamberger Symphoniker und komponiert zeitgenössische Musik. 2010 erschien eine CD mit einigen seiner Kammermusikwerke.



Stuhlkante. Ich war hin und weg. Ich kann nicht sagen, was mich mehr begeistert hat, die Musik oder die Regie. Es war für mich ein ideales Gesamtkunstwerk. So muss es sein. Wahnsinn!

Ponnelle: Ich gehöre zu der Minderheit, die den Text gut findet.

Meier: Ich auch. Aber erst im Nachhinein. Ich muss die Musik dazu hören. Übrigens haben wir mit Patrice vor ein paar Jahren den Tristan aufgedrösel und mal fünf Tage nur Text gelesen. Und da hab ich erst gemerkt, wie unglaublich genial er gemacht ist. Der Text ist wie Musik. Wagner schaut so tief hinein und bringt die Sachen auf den Punkt. Ich habe bei ihm noch nie etwas an einer Person entdeckt, was nicht stimmt. Wenn man eine Rolle mehrere Jahre spielt, und immer wieder den gleichen Monolog oder Dialog singt, würde man ja wohl irgendwann mal fragen: Warum sagt er das jetzt, das passt doch gar nicht. Das hab ich bei Wagner nie bemerkt. Bei vielen andern schon.

Ponnelle: Wie siehst Du den Schluss der Götterdämmerung? Da ist Weltuntergangsstimmung, Brünnhilde reitet ja fast wie eine indische Witwe mitsamt Gaul ins Feuer. Wagner schreibt vor, dass der Vorhang fällt, wenn die Götter im Rauch eingehüllt sind. Und dann kommen nach 16 Stunden „Ring“ noch sieben Takte: eine Reminiszenz von Sieglindes Liebesmotiv! Ist das mitten im Weltuntergang eine Hoffnung, eine Vision? Sagt Wagner, die Welt kann nur durch die Liebe gerettet werden?

Meier: Beides stimmt. Es ist die Hoffnung auf das menschliche Gefühl. Auf die Liebe. Wagner hat ja in allen Opern zum Schluss so einen Erlösungsgedanken. Beim „Parsifal“ sowieso, beim „Tristan“ auch.

Ponnelle: Mir fällt seit vielen Jahren auf, dass die Stimmen kleiner werden. Überspitzt formuliert: Wer vor 50 Jahren Cassio gesungen hätte, der singt heute Othello.

Meier: Ich würde eher sagen, die Leute werden anders besetzt. Man wartet nicht mehr so lange, bis jemand die 40 überschritten hat und dann wirklich eine kräftige und ausgereifte Stimme hat. Ich darf da gar nicht von mir reden. Ich war ja auch ein junges Huhn!

Ponnelle: Der Wein braucht eine gewisse Reife, genauso ist es mit dem Instrument Stimme. Ob ich fünf Jahre habe, ein Othello zu werden, oder 20, ist ein großer Unterschied.

Meier: Ja. Ich seh's so, dass Leute viel zu früh für große Rollen engagiert werden. Und dann unser heutiger globaler Musikbetrieb, wo man um die Welt gejagt wird! Da spricht es sich schnell herum: Da hat eine die Elsa gesungen, wusch, wollen sie sie dann alle als Elsa haben. Meine erste Isolde habe ich fünf Jahre nur in Bayreuth gesungen. Nur im Sommer und dann das ganze Jahr nicht. In dieser Zeit kamen verdammt viele Anfragen. Jeder wollte, dass ich Isolde hier und da und dort singe. Ich habe gesagt: Nein, mache ich nicht.

Ponnelle: Um die Stimme nicht zu überanstrengen?

Meier: Ganz genau. Und in Bayreuth war nicht alle drei Tage „Tristan“, wie sonst üblich im Betrieb. In Madrid zum Beispiel ist alle drei Tage „Tristan“. Da geht man kaputt.

Ponnelle: Sind das Zwänge innerhalb der Branche oder gibt es nicht genug Intendanten und Agenten, die das Knowhow und Gespür haben, das richtig zu handhaben?

Meier: Es ist eine Mischung. Heute haben viele Intendanten keine Ahnung mehr von den Bedürfnissen von Sängern und von dem, was die Stimme an Erholung braucht. Und es fehlt seriöse Förderung. Als ich in der Bayerischen Staatsoper so um 1982 für ein Engagement vorgesungen habe, hat der damalige Generalmusikdirektor Wolfgang Sawallisch zu mir gesagt, ich sei doch wunderbar, prächtig und schön, aber es sei jetzt noch zu früh für München. Er werde mich im Auge behalten. Das hat er auch getan. 1985 habe ich dann in München als Komponist in „Ariadne auf Naxos“ debütiert. Damals hat man langfristiger gedacht. Heute, wo man nach irgendwelchen Kriterien eines Abo-Systems alle zwei oder drei Tage Vorstellung hat, wird oft am Tag vor der ersten Vorstellung eine Orchesterprobe angesetzt. Und das vor einer anstrengenden Partie! Das geht doch nicht! Wie gesagt, ich kann mich dagegen eher wehren als ein junger Sänger. Ich habe noch von Menschen profitiert, mit denen ich mich beraten konnte, ob ich eine Partie schon singen kann oder nicht. Und ich habe eine ehrliche Antwort bekommen: Lass Dir damit noch Zeit. Und ich konnte mir dann auch Zeit lassen. Es war nicht so, wenn ich mal Nein gesagt habe, dass ...

Ponnelle: ... Du out warst.

Meier: Ja. Wobei ich solche Sachen auch erlebt habe, als mich ein ganz berühmter Dirigent gedrängt hat. Er wollte mich als Elektra und ich habe gesagt, ich bin keine Elektra, die kann ich nie singen. Er sagte: „Doch, mit mir kannst Du's schon!“ Ich hab vorher sehr viel mit ihm gesungen, aber ich bin stur geblieben und habe dann nie mehr ein Angebot von ihm bekommen. Wenn ein Sänger mal vernünftig sein will und sagt, ich weiß, wo meine Grenzen liegen, dann fühlen sich manche Dirigenten in ihrem Stolz getroffen.

Ponnelle: Heutzutage sind Intendant und Regisseur viel wichtiger als der Dirigent.

Meier: Weil die Regie wichtiger geworden ist. Aber dazu muss ich auch sagen: Die jungen Dirigenten

Jean-Pierre Ponnelle, der Vater von Pierre-Dominique, war einer der weltweit bedeutendsten Opernregisseure. 1932 in Paris geboren, studierte er u.a. bei Fernand Léger Malerei, begann mit Bühnenbildern und Kostümen und feierte 1968 bei den Salzburger Festspielen seinen internationalen Durchbruch. Trotz seiner Engagements auf den großen Weltbühnen blieb er Salzburg bis zu seinem frühen Tod 1988 treu. Mit seinen Wagner-Inszenierungen stieg Waltraud Meier zum Weltstar auf.



kümmern sich überhaupt nicht mehr um die Bühne. Das ist so auseinander gedriftet. Früher, als ich mit Deinem Vater gearbeitet habe, da kam der Dirigent zu den Proben, hat sich eingemischt, man hat gleich zusammen etwas entwickelt.

Ponnelle: 1988 ist mein Vater gestorben, '89 Herbert von Karajan, '90 Leonard Bernstein. Mir kommt es im Nachhinein wie eine Zeitenwende vor. Ich will nicht bewerten, ob es seither besser oder schlechter wurde. Aber die Dinge haben sich sehr stark verändert. Der Tod dieser drei hat eine Ära beendet.

Meier: Ich vermisse heute, dass übergreifend künstlerisch gedacht wird. Jeder hat seine Scheuklappen für sein kleines Gebiet. Mit Deinem Vater konnte man über alles reden, egal was in der Kunst los war, er war auf dem Laufenden, ob das Philosophie war oder Literatur oder Malerei. Das war sein Humus. Dieser Humus fehlt mir heute. Die Regieauswüchse in Phantasien sind auch wichtig, aber das kann's doch nicht alleine sein. Ich komme nochmals darauf zurück: Die jungen Dirigenten nehme ich nicht aus der Pflicht. Sie dürfen sich nicht nur auf ihr Gebiet zurückziehen und sagen, mit der Regie haben wir gar nichts zu tun, wir machen unten im Graben die Musik. Wir Sänger fühlen uns allein gelassen. Wir sind in dem Reibungsfeld zwischen der Regie und der Musik. Und werden darin komplett alleine gelassen. Das ist nicht sehr fair.

Ponnelle: Dafür braucht man aber erst einmal einen kompetenten Regisseur. Wie verhältst Du Dich? Die Proben beginnen, Du bist gut vorbereitet, hast viel Erfahrung mit der Rolle, hast eine eigene Sicht darauf. Jetzt bist Du mit einem Dirigenten und einem Regisseur konfrontiert, die Deine Partie völlig anders sehen.

Meier: Erstmal bin ich neugierig. Ich weiß noch, als ich 2007 mit Patrice den Tristan gemacht habe. Er hat später gesagt, er hätte großen Bammel gehabt mit mir zu arbeiten, weil er wusste, dass ich Isolde und Brangäne mit Deinem Vater gemacht habe und so viel Erfahrung damit hatte. Er war aber schnell beruhigt, als er gemerkt hat, ich bin neugierig auf eine neue Sichtweise. Normalerweise gehe ich mit großer Hoffnung in eine neue Produktion. Und die Hoffnung wird auch manchmal erfüllt.

Ponnelle: Und wie verhältst Du Dich, wenn sie nicht erfüllt wird?

Meier: Diskutieren, überzeugen.

Ponnelle: Hast Du damit gute Erfahrungen gemacht?

Meier: Ja und nein. Ich argumentiere, sage, was mir am Herzen liegt, wo für mich das Wesentliche der Rolle liegt. Da muss jemand schon selber gute Argumente haben.

Ponnelle: Die Musik einer Oper bleibt ja immer die gleiche. Zu etwas Bestehendem, noch dazu so etwas Komplexem wie der Musik, eine neue Sicht zu finden, die auch emotional passt, ist ja nicht ganz einfach.

Meier: Jede Zeit hat ihre Ausdruckskraft. Was heute oft geschieht: Man bleibt an der Oberfläche und ersetzt alte Klischees durch neue. Ein guter Stoff ist zeitlos. Dessen Thematik war gestern wahr und ist heute wahr. Dann kann ich sie durchaus auch mit heutigen Mitteln darstellen. Aber ich muss auf den Grund der Wahrheit gehen. Ich bin auch nicht gegen moderne Mittel, sie müssen aber wirklich und nicht nur klischeehaft etwas klarmachen. Ich finde manche Dinge einfach nur läppisch und nicht auf der Höhe des Themas.

Ponnelle: Die Inszenierung muss ja auch zur Musik passen.

Meier: Da sind wir auf glattem Eis, jeder hat sein eigenes Gefühl dazu. Gehen wir lieber zurück auf den Text und fragen: Was ist damit wirklich gemeint? Und zwar im Gesamtzusammenhang des Werkes und des Charakters einer Rolle.

Ponnelle: Diese Herangehensweise nur über die Komplexität des Textes ist mir ein bisschen zu intellektuell. Da kann man natürlich sehr tiefgehende Analysen und sehr interessante Zusammenhänge herstellen. Aber was nützt es mir, wenn die Musik etwas anderes sagt? Du hast das Wort modern benutzt. Das finde ich schwierig. Ich habe neulich in der Münchner Schiele-Ausstellung sinngemäß das Zitat gelesen: Ein Künstler kann nie modern sein, er kann immer nur „allewiglich“ sein.

Meier: Das ist toll! Das würde ich auch unterschreiben. Große Kunst ist zeitlos. Deswegen sage ich: Jede zeitlose Kunst ist auch modern. Klar, wir müssen unterscheiden zwischen modern und modernistisch. Vieles, was uns als modern untergeschoben wird, ist modisch oder modernistisch. Modern dagegen hat einen zeitlosen Aspekt. Wie jede Zeit mal modern war.

Ponnelle: Hast Du Lust, selber zu inszenieren?

Meier: Nee, da ist Dein Vater mit dran schuld, aber auch der Chéreau, der Klaus-Michael Grüber und

Engagiert, fröhlich und gestenreich:
Waltraud Maier im Peutinger-Gespräch.

„Ich vermisse heute, dass übergreifend künstlerisch gedacht wird. Jeder hat seine Scheuklappen für sein kleines Gebiet.“

Ein Star auch bei den Münchner Opernfestspielen: **Waltraud Meier** als Marie in der Alban-Berg-Oper „Wozzeck“.



Foto: Bayerische Staatsoper/Wilfried Hölzl

der Götz Friedrich. Alle, die große Regisseure waren, bei denen ich gesehen habe, so muss es gehen, das sind meine Vorbilder. Da habe ich gespürt: Das kann ich nicht.

Ponnelle: Das könnte sich ja noch entwickeln. Du hast eine gute Voraussetzung: die profunde Kenntnis des Metiers.

Meier: Der Gedanke, was ich später mal machen möchte, fängt bei mir an zu reifen: dass ich mit schon im Engagement stehenden Sängern arbeite. Aber nicht als Interpretin, sondern mehr in Richtung Ausdruck: Gestalt, gestalten. Das traue ich mir zu.

Ponnelle: Das sind wir wieder bei Wagner und seinem Aufsatz „Drama und Musik“! Nochmal kurz zu „Tristan“. Du hast ja zunächst Brangäne gesungen, später Isolde. Ist das hilfreich oder eher schwierig, wenn man innerhalb derselben Oper in eine andere Psychologie eindringt?

Meier: Ich kann in jede Rolle schlüpfen, wenn ich mich damit beschäftigt habe und sie ernst nehme. Ich sehe jede Rolle von ihrer inneren Wahrheit aus. Was aber in diesem Fall schwierig war: Ich habe mir zu viele Isolden ansehen „müssen“. Alle anderen großen Partien habe ich nie von einer Kollegin gehört. Bis heute. Ich schaue mir keine Kolleginnen an, die meine Rollen singen. Das mag sehr arrogant klingen, so meine ich das aber nicht. Ich brauche ein Vakuum, um eine Rolle von mir aus zu sehen. Ich will keine Einflüsse. Und grad mit der Isolde, das war so schwer, davon loszukommen. Ich habe drei Jahre gebraucht, bis ich das Gefühl hatte, jetzt ist es meine Rolle.

Ponnelle: Kommen wir zu Deinen Münchner Plänen. Zunächst: die Wesendonk-Lieder von Wagner. Sie sind stark vom „Tristan“ beeinflusst, zwei der

fünf Lieder beziehen sich expressis verbis darauf. Hat Deine Erfahrung mit Brangäne und dann mit Isolde deine Interpretation dieser Lieder verändert?

Meier: Wenn, dann unbewusst. Weißt Du, dass wir mit Patrice Chéreau in der Münchener Akademie der Künste und im Louvre in Paris die Wesendonk-Lieder szenisch umgesetzt haben? Mit mehreren Klavieren in mehreren Sälen. Wir haben eine richtig lange Szene gemacht, 40 Minuten, immer wieder von Tristan-Zitaten unterbrochen. Diese Person, wer ist das, die Wesendonk, die Isolde, die Waltraud, die Frau schlechthin? Ihre Rückerinnerung in der Kindheit frühe Tage bis zum Schluss, wo sie ins Nirwana, ins Irgendwohin geht. Eine weite Interpretation.

Ponnelle: Ist ein Liederabend sehr anders als ein Operauftritt?

Meier: Es ist natürlich etwas anderes, ich bin kleiner. Viel aufmerksamer. Bei der Oper weiß ich, es geht um etwas Größeres, beim Lied ist alles feiner.

Ponnelle: Man ist noch mehr unterm Brennglas?

Meier: Ja

Ponnelle: Es ist auffallend, wie gut du artikulierst, wie verständlich der Text ist, der beim Lied nochmal einen anderen Stellenwert bekommt.

Meier: Klar, weil ich nicht die Bewegung dazu habe. Ich bin eigentlich ein Bewegungsmensch. Mein Ausdruck kommt nicht nur über die Stimme, sondern auch über den Körper, die Bewegung. Wenn beim Liederabend das eine wegfällt und mir klar ist, was ich versenden will, muss ich es mit den verbleibenden Ausdrucksmöglichkeiten noch deutlicher sagen. Und es gibt gar keine Ablenkung für das Publikum!

Ponnelle: Zurück zur Oper. Venus im „Tannhäuser“ wirst Du auch bald in München singen, und die Marie im „Wozzeck“. Kundry in „Parsifal“ singst Du sehr oft. Wenn ich die drei Figuren ein wenig zusammenfasse, dann geht es um Eros, um Sinnlichkeit in sehr unterschiedlicher Art und Weise. Joachim Kaiser hat sinngemäß gesagt, dass man sehr oft auf der Bühne den Venus-Akt in einer Mischung aus Strand Erinnerung und schummriger Gymnastik sieht. Reine Sinnlichkeit darzustellen, ist sehr schwierig.

Meier: Sinnlichkeit entsteht durch Lebenslust. Freude, Lust, Genuss, alles das würde mir zu Sinnlichkeit einfallen.

Ponnelle: Wie stellt man das auf der Bühne dar?

Meier: Es ist dieser Zustand, dieses Bejahende. Ich glaube, es gibt nichts Sinnlicheres als wenn jemand „Ja“ zu Freude, Lust und Genuss sagt.

Ponnelle: Im Gegensatz zu den „kalten Menschen“, von denen Venus im „Tannhäuser“ spricht?

Meier: Ja. Freude, Genuss, das ist doch sinnlich.

Ponnelle: Du warst 17 Jahre in Bayreuth. Ist das für Dich vorüber?

Meier: Ach, es ist nicht gestrichen. Ich sag immer, ich geh dahin, wo gute Kunst gemacht wird, wo man mir wirklich Fundiertes anbietet. Fertig. ▲

Redaktion: Peter Schmalz

Als 20-Jähriger war Richard Wagner ab 1833 Operndirektor in Würzburg, der Geburtsstadt von Waltraud Meier. Später wollte er dort sein Festspielhaus bauen, doch der Bürgermeister lehnte ab: „Wir haben schon ein Theater.“ Das Festspielhaus wurde in Bayreuth gebaut.

Geniales Biotop

Die hilfreiche Nachbarschaft von Albrecht Dürer (1471 – 1528)

Peter Schmalz

Die Schlossallee ist es nicht, aber das Lebensmonopoly hat Albrecht Dürer immerhin eine Art Parkstraße zugeordnet: Die Burgstraße, die vom Nürnberger Markt „den Berg hinauf“ ansteigt hoch zur trutzigen Festung mit ihren abweisenden Mauern und bewehrten Toren. Die Burgstraße ist im Spätmittelalter das geistige und unternehmerische Zentrum der wohlhabenden und aufstrebenden Metropole Nürnberg. Hier kreuzen sich europäische Handelswege, und mit den Menschen und Waren kommen auch frische Ideen und finden fruchtbaren Nährboden. Der Geist einer großen Umbruchzeit zieht ein.

Das Viertel „unter der Vesten“ ist geprägt von Patrizierhöfen, die zunehmend von neureichen Familien übernommen werden. Plattner, Messingschläger und Goldschmiede, aber auch Maler und Verleger kommen zu beachtlichem Wohlstand. Einer von ihnen ist Dürers Taufpate Anton Koberger, ein Bäckermeister, der einer der erfolgreichsten Buchdrucker und Verleger seiner Zeit wird.

Wie Dürers Vater, ein angesehener Goldschmied aus Ungarn, sind viele von ihnen zugewanderte „herkommlinge“, die Mut und Tatkraft im Gepäck haben. Dynamische Jungunternehmer, die sich auch an Silberminen im Erzgebirge beteiligen und dabei so reich werden können wie der Schreiner Jobst Wegelin mit dem Spitznamen „üppig“. Auch spektakuläre Konkurse bleiben nicht aus, mancher verliert Ansehen und Vermögen und endet, wenn das Pech besonders groß ist, im Kerker.

Die Nachbarschaft gibt Beistand in der Not, hilft aus mit Wissen, Handwerkszeug und Taufpaten. Die Söhne studieren Theologie, Medizin oder Jura an deutschen oder italienischen Universitäten. Mancher krönt sein irdisches Dasein mit einer sündteuren Pilgerreise in Heilige Land. Im nahen Dominikanerkloster weht schon der tolerante Geist des aufkommenden Humanismus. In diesem Biotop, in dem sich Unternehmergeist und Wagemut mit wachsendem Selbstbewusstsein mischen, wächst der Goldschmiedesohn Albrecht Dürer auf.

Bei der großen Nürnberger Ausstellung „Der frühe Dürer“ ist es das Verdienst der Kuratoren Thomas Eser und Daniel Hess, dieses Umfeld erstmals intensiv erforscht zu haben und seine Einflüsse auf Werden und Wirken des berühmtesten der deutschen Maler erkennbar zu machen. Aus den Spuren von 350 Bewohnern in über 140 Häusern wird deutlich: Dürer ist nicht das einsame Genie, das dem mittelalterlichen Muff zum Trotz zu künstlerischen Gipfeln emporstieg. Es ist vielmehr das Umfeld, das dem außerordentlich Begabten den Auftrieb dazu gibt. Ein Umfeld, das dem Handwerkssohn auch über Ständedünkel hinweg die Welt der Intellektuellen eröffnet und das nicht zuletzt seine Sucht zur eitlen Selbstdarstellung befördert. Eine Sucht, die eines der größten Gemälde der Weltgeschichte entstehen lässt: Dürers „Selbstbildnis im Pelzrock“. Eine gleich mehrfache Provokation, bei der sich Dürer in der Pose des Erlösers präsentiert, die Jesus-Darstellungen vorbehalten ist, und sich auch noch in einen Pelz kleidet, der das Privileg des Adels und der hohen Stände ist.

Das Original darf aus angeblich konservatorischen Gründen nicht aus der Münchner Pinakothek nach Nürnberg reisen, doch die öffentliche Posse ist eine unbezahlbare Werbung für die grandiose Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum. Auch deshalb werden viel mehr Besucher, als von den Machern erwartet, in den abgedunkelten Räumen auf Dürers zarten Aquarellen durchs Nürnberger Umland streifen, seine detailgetreuen und oft drastischen Kupferstiche bewundern und sich aufklären lassen, wo dem Meister Fehler unterlaufen sind und wie er übte, sie künftig zu vermeiden.

Das Gedrängel vor den kleinformatigen Werken kann die Freude des Betrachters schmälern. Unge störten Genuss dagegen verspricht der im doppelten Sinne wuchtige Katalog. 600 Seiten dick und ein intellektuelles Schwergewicht: In 21 Aufsätzen wird Dürer erforscht und teils auch neu interpretiert. Anders, als sonst üblich, ist dieser Katalog nicht das Ergebnis einer Ausstellung, sondern die Ausstellung entwickelte sich aus der jahrelangen und intensiven Forschung, die nun im Katalog gebündelt ist. Und die auch neugierig fragte, wie es wohl zugeht in der Welt der Nürnberger Burgstraße. ▲

Als 19-Jähriger porträtiert Albrecht Dürer 1490 seine Mutter Barbara (li.) und seinen Vater, der ebenfalls Albrecht hieß.



Albrecht Dürer war noch ein Kind, als er 1484 das „Selbstbildnis als Dreizehnjähriger“ zeichnete. Aus Wien ausgeliehen, ist es das älteste Kunstwerk der Nürnberger Ausstellung.

„Der frühe Dürer“, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, geöffnet bis 2. September. Katalog: 34,50€.

Ein Stückerl Glück

200 Jahre Biergarten – das bayerische Lebensgefühl unter Kastanien



Gabriele Weishäupl

Wenn es einen Himmel gibt, dann muss es dort auch einen Biergarten geben.“ Meinte Gerhard Polt, und er hat Recht. Ein lauer Sommerabend unterm grünen Kastaniendach, eine frische Maß und eine resche Brezn, das sind die irdischen Zutaten für das beschwingte bayerische Lebensgefühl.

Noch heute schwärmen meine Kollegen vom Werbeverbund der deutschen Städte von einem Abend im Biergarten am Nymphenburger Schloss. Jeder hatte seinen Brotzeitkorb dabei, ein sanfter Wind ließ rosa und weiße Kastanienblüten auf die Tisch und Maßkrüge regnen. Die Blaskapelle spielte zünftige Klänge und die Münchner von den Nachbartischen verbrüderten sich mit der fremden Gästeschar. Für die vielen Gäste, die ich im Laufe meiner Jahre als München-Gastgeberin betreuen durfte, war der Besuch im Biergarten immer ein emotionaler Höhepunkt und eine genussvolle Einführung in die bayerische Lebensart.

Für uns touristischen Werber sind die Biergärten im internationalen Wettbewerb ein herausragendes Alleinstellungsmerkmal unseres schönen Bayernlandes. Biergärten gibt es fast überall auf der Welt, aber auch hier gilt der alte Spruch auf einer bayerischen Hauswand: „Außerhalb Bayerns gibt es kein Leben, und wenn doch, dann nicht dieses.“

Die Geburtsstunde des bayerischen Biergarten-Lebens schlug vor 200 Jahren mit einem Rescript, in dem der bayerische König Max Joseph I. am 2. Januar 1812 dekretierte: „Den hiesigen Bierbrauern solle gestattet sein auf ihren Märzenkellern in den Monaten Juni, Juli, August und September selbst gebrautes Märzenbier in Minuto zu verschleifen und ihre Gäste mit Bier und Brot zu bedienen. Das Abreichen von Speisen und anderen Getränken bleibt ihnen aber ausdrücklich verboten.“

Damit beendete Bayerns erster König einen lange schwelenden Streit zwischen Wirten und Brauern in München um eine Art „Bewirtungsrecht“. Bereits Jahrzehnte davor hatten die Brauer begonnen, in die Isarhänge bis zu 22 Meter tiefe Keller zu graben und dort ihre Sommerbiere kühl zu lagern. Im Winter wurden Eisblöcke aus Flüssen und Seen geschnitten und als Dauerkühlmittel in den Kellern verstaut. Und um droben die warmen Sonnenstrahlen abzuhalten, wurden über den Kellern schnell wachsende, aber flachwurzelnende Kastanien gepflanzt, deren breite Blätterdächer bald kühlenden Schatten spendeten. Um 1850 wurden rund 50 solcher Sommerkeller gezählt.

„Kennzeichnend für den bayerischen Biergarten im Sinne der Verordnung sind vor allem zwei Merkmale: der Gartencharakter und die traditionelle Betriebsform, speziell die Möglichkeit, dort auch die mitgebrachte, eigene Brotzeit unentgeltlich verzehren zu können.“

Bayerischen Biergartenverordnung von 1999

Schänke geholt. Senkt sich die Dämmerung, zünden Romantiker Kerzen an, und für Einheimische wie Zuagroaste, für alle Generationen und Nationen sind die Stunden im Biergarten ein Stück Glück.

Dieses Glück wird heuer von den Brauereien, den Wirten, den Biergarten-Freunden und den Tourismus-Experten von München und Oberbayern im Rahmen des Jubiläums „200 Jahre Biergarten“ beschwo-ren. Mit einer Sonderausstellung im ältesten Haus der Stadt (1342), einer „Biergarten-Lok“ der Deutschen Bahn und einem süffigen Festprogramm im Augustinerkeller, der seinerseits sein 150jähriges Jubiläum feiert und noch einen echten Sommerkeller besitzt.

Nicht zu vergessen der größte Biergarten der Welt – die Wiesn mit 40 000 Plätzen auf 10.000 Biergartenbänken unter freiem Himmel. Alle diese Bänke müssen an jedem Wiesn-Tag frei von Reservierungsschildern bleiben. Und wer sich dort niederlässt, der darf auch seine Brotzeit mitbringen. Ein kleines Wiesn-Wunder, das seit 2007 in den Verträgen mit den Wiesn-Wirten festgeschrieben ist. ▲

Bald zogen die Münchner an heißen Sommertagen in Karawanen hinaus zu den schattigen „Biergärten“, die vor den Stadtoren lagen, und genossen das frische Bier vom Fass. Die Münchner Wirte aber waren besorgt um ihr Geschäft und beschwerten sich mehrmals beim Magistrat und sogar beim König. Der sah sich schließlich zum Rescript veranlasst, der den Brauern den Ausschank ihres Bieres gestattete, nicht aber das Servieren von Speisen. Dafür durften die Gäste ihre Verpflegung mitbringen: Die Tradition des bayerischen Biergartens war geboren.

Eine Tradition, die Revolutionen und Weltkriege überlebt hat: Noch heute ist in den meisten Münchner Biergärten nur der kleinere Teil ausschließlich reserviert für die Küche des Wirts, an den meisten Tischen aber darf Mitgebrachtes verzehrt werden. Ein Brauch, der ungezwungene Gemütlichkeit schafft und viel zu tun hat mit der sprichwörtlichen Liberalitas Bavariae.

Da werden karierte und gestreifte Tischdecken ausgebreitet, Servietten gefaltet und Bestecke verteilt. Aus dem Brotzeitkorb kommen Radi und Radieserl, Obazda, Kas und Wurst, dazu Brezn, Brot und oft auch ein Kartoffelsalat. Nur das Bier wird krugweise an der Schänke geholt. Senkt sich die Dämmerung, zünden Romantiker Kerzen an, und für Einheimische wie Zuagroaste, für alle Generationen und Nationen sind die Stunden im Biergarten ein Stück Glück.



Dr. phil. Gabriele Weishäupl leitete seit 1985 17 Jahre lang das Münchner Tourismusamt. Seit April 2012 ist sie geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Tourismusverbands München-Oberbayern. Die gebürtige Passauerin studierte in München Kommunikationswissenschaften und promoviert zum Thema „Die Messe als Kommunikationsmedium“.

Gekauftes Glück

Moderne Menschen sind Hamster im Rad

Karlheinz Ruckriegel

Im modernen Wirtschaftsleben dreht sich vieles um Geld, Profit und Wachstum. Doch wirklich glücklich macht uns das nicht. Wie die Wissenschaft zeigt, sind es andere Dinge, die uns subjektives Wohlbefinden – und damit echtes Glück – verschaffen.

Die Ergebnisse der interdisziplinären Glücksforschung sind gerade dabei, eine Epochenwende herbeizuführen: weg vom Denken in Kategorien des Wirtschaftswachstums, hin zum Denken in Kategorien eines „besseren Lebens“. Es geht nicht mehr um die Erhöhung des Einkommens, sondern um eine Steigerung der objektiven Lebensqualität und des subjektiven Wohlbefindens – und beides sind zwei verschiedene Dinge: Mehr Einkommen macht uns nicht glücklich(er).

Die Glücksforschung beschäftigt sich mit Glück im Sinne des Glücklichseins, also mit dem subjektiven Wohlbefinden, nicht aber mit dem „Glückhaben“, also dem Zufallsglück, etwa der Frage der Wahrscheinlichkeit eines Lottogewinns. Subjektives Wohlbefinden wiederum kann als emotionales Wohlbefinden empfunden werden – also dem Glücklichsein im Moment („Happiness“) – und/oder als kognitives Wohlbefinden, das sich auf den Grad der Zufriedenheit mit dem Leben bezieht („Satisfaction“).

Doch welche Faktoren sind es, die Menschen glücklich machen? Dazu gehören zwar auch Mittel zur Befriedigung der materiellen Grundbedürfnisse, doch wie die Forschung zeigt, sind es in erster Linie Kriterien wie gelingende soziale Beziehungen (beruflich und privat), physische und psychische Gesundheit, Engagement und Befriedigung bei der Arbeit, persönliche Freiheit und eine optimistische

innere Haltung (also mit sich und der Welt im Reinen sein), die uns wirklich glücklich machen.

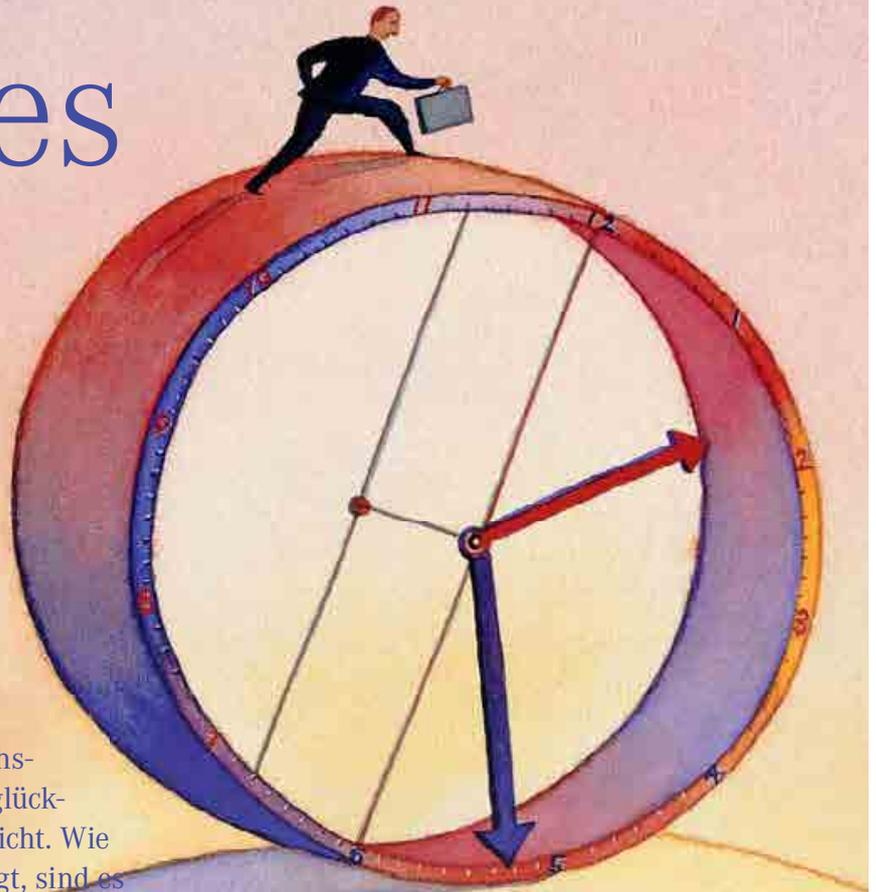
Wissenschaftliche Umfragen, die seit den 1960er-Jahren im großen Stil weltweit betrieben wurden, haben gezeigt, dass es in den westlichen Industrieländern seither kaum mehr einen Zusammenhang zwischen einer Steigerung des Bruttoinlandsprodukts pro Kopf und der Lebenszufriedenheit (kognitives Wohlbefinden) gibt. Sind die materiellen Grundbedürfnisse nämlich abgedeckt, so passen sich unsere Ansprüche und Ziele an die tatsächliche Entwicklung an, das heißt, mit steigendem Einkommen steigen auch die Ansprüche, sodass daraus keine größere Zufriedenheit erwächst.

Moderne Menschen sind wie Hamster im Rad. Die Glücksforscher nennen das die „hedonistische Tretmühle“. An einen einmal erreichten Standard gewöhnen wir uns schnell und streben nach noch mehr. Ein Weg, der offenkundig ins Nichts führt. Wir können aber diesem Hamsterrad entkommen – wir kennen die Glücksfaktoren. Wir müssen nur „umdenken“ und dies auch im Arbeitsleben.

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die sich wohlfühlen, sind engagierter, loyaler, produktiver. Vor allem in Deutschland ist hier noch viel „zu gewinnen“. Die schlechten Werte des Gallup Engagement Index fordern zum Handeln auf. Es kommt nicht von Ungefähr, dass sich der Schwerpunkt des Harvard Business managers (HBM) in diesem Jahr in der April-Ausgabe mit dem Thema „Glücklich im Job – so werden Sie zufriedener und dadurch erfolgreicher“ beschäftigt. ▲



Professor Dr. Karlheinz Ruckriegel lehrt Makroökonomie (Schwerpunkt: Geld- und Währungspolitik) sowie Psychologische Ökonomie und interdisziplinäre Glücksforschung an der Fakultät Betriebswirtschaft der Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg.



Thilo Sarrazin

Europa braucht den Euro nicht

Wie uns politisches Wunschdenken in die Krise geführt hat

Deutsche Verlags-Anstalt, München
462 Seiten, 22,99 €



Die Fakten des Provokateurs

Im Bundesfinanzministerium war Thilo Sarrazin an der Entstehung des Euro im engsten Kreis beteiligt und spürte, was schon damals viele ahnten: Ohne eine vorausgehende Fiskalunion kann eine Währungsunion nur gelingen, wenn ein Wunder geschieht. Doch den Europäer geschah nur ein blaues Wunder: Alle Stabilitätsversprechen wurden ebenso skrupellos gebrochen wie fast alle feierlich geschlossene Verträge. „Fällt der Euro, fällt Europa“, sagt jetzt die Kanzlerin. Was die Bürger aber erleben, lautet ein klein wenig anders: Der Euro und die mit dem Euro angehäuften Staatsschulden bedrohen den Bestand Europas. Sarrazin spricht aus, was in der politischen Klasse fast alle wissen und verschweigen. Deshalb wirkt er als Provokateur. Sein Buch aber ist eine wenig erheiternde, aber sehr erhellende Faktensammlung. Absolut lesenswert!

Gestählte Scheuklappen

So einfach kann die Welt sein: Alle Schulden der Welt nach biblischem Vorbild streichen und über den Button „Neustart“ in eine glücklichere, weil gerechtere Welt segeln. Dazu fordert der Amerikaner Davis Graeber allen Ernstes auf. Der US-Anthropologe lehrt in London, ist bekennender Anarchist und Erfinder des Occupy-Slogans „Wir sind die 99 Prozent“. Intelligenz mischt sich mit ideologisch gestählten Scheuklappen: Gläubiger sind ihm die modernen Sklavenhalter, die es nicht verdienen, ihr Geld zurückzubekommen. Dass darunter auch Millionen Rentner sind, deren Pensionsfonds bei Graeber Schuldenschnitt unvermittelt pleite wären, berührt ihn nicht. Insofern ist es ein ärgerliches Buch. Lesenswert, ja spannend aber sind die Seiten, auf denen Graeber die Geschichte unseres Geldsystems neu betrachtet und es als ein besonderes Kreditsystem von Geschenken und Verpflichtung beschreibt. Empfehlenswert nur für starke Nerven.



David Graeber

Schulden – Die ersten 5000 Jahre

Verlag Klett-Cotta, Stuttgart
536 Seiten, 26,95 €

Hans Georg Prager

Tsingtau/Qingdao

Deutsches Erbe in China

Ares Verlag, Graz
252 Seiten, 29,90 €

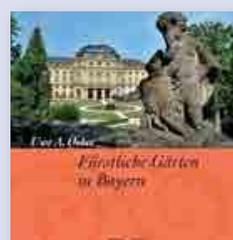


Germania-Bier wird Weltmarke

Das chinesische Tsingtau-Bier ist Weltmarke: Fast 60 Millionen Hektoliter jährlich, 200mal mehr als das Münchner Hofbräu. Vor 108 Jahren begann die Mega-Braustätte als Germania-Brauerei in der deutschen Kolonie Tsingtau (1898 bis 1914). Der Ort schreibt sich heute Qingdao, zählt zu den Boom-Städten der neuen Weltmacht China und zeigt im Stadtbild noch immer stolz seine deutschen Wurzeln – wie die prächtige Gouverneursresidenz, den alten Bahnhof und die roten Ziegeldächer. Detailliert beschreibt der Autor den Aufstieg des einstigen Küstendorfes zur blühenden Kolonialstadt und schließlich zur heutigen Millionen-Metropole. Ein überraschendes Lehrstück über ein gutes Erbe.

Sehnsuchtsgrün der Queen

Der Schlosspark Rosenau unweit der Veste Coburg gehört zu den weniger bekannten Juwelen der bayerischen Gärten. Im dazugehörigen Schloss wurde 1819 Albert von Sachsen-Coburg geboren. Seine spätere Gemahlin schwärmte über den Park: „Wäre ich nicht, was ich bin, hätte ich hier mein wirkliches Zuhause.“ Doch das wahre Heim der legendären Queen Viktoria war bekanntermaßen Buckingham Palace. Mit lockere Feder und profundem Wissen führt der Geschichtsjournalist Uwe A. Oster durch zwei Dutzend bayerischer Fürstengärten, durch Berühmtheiten wie Linderhof und durch versteckte wie der Park zum ehemaligen Deutsch-Orden-Schloss Ellingen im Mittelfränkischen. Eine grüne Historienreise durch Gartenparadiese.



Uwe A. Oster

Fürstliche Gärten in Bayern

Primus Verlag, Darmstadt
112 Seiten, 16,90 €



„Made in Germany – typisch deutsch“

Welches Bild hat Europa aktuell von uns Deutschen?



Peutinger-Diskussionsrunde beim TÜV SÜD (v. li.): Prof. Dr.-Ing. Axel Richter, Radka Soukupova, Moderatorin Anna Groß, TÜV SÜD-Vorstand Dirk Eilers und Handelsblatt-Chefredakteur Gabor Steingart.

Bernd Nobis

Vier Experten aus unterschiedlichen Bereichen machen beim 2. Symposium des Peutinger-Collegiums und von TÜV SÜD eine Bestandsaufnahme, richten den Blick aber auch in die Zukunft.

Die Dribblings von Franck Ribéry – typisch deutsch? Dann doch schon eher Curry-Würste und ganz bestimmt Goethe und Schiller. Alles Antworten, die anlässlich einer Blitzumfrage in der Münchner Innenstadt auf die Frage „Was assoziieren Sie mit dem Begriff typisch deutsch?“ z.T. mehrfach gegeben wurden. Immerhin spricht der französische Fußball-Star mittlerweile leidlich deutsch und ein Kämpferherz hat er sicher auch. Zumindest für die Moderatorin Anna Groß vom Bayerischen Rundfunk war die als Trailer gezeigte Umfrage mit den teilweise skurrilen Antworten

eine Steilvorlage zum Einstieg ins Thema. Und das war gut so – musste doch das Konzept der Talkrunde quasi in letzter Minute umgestellt werden: Justus Frantz, international renommierter Pianist, Dirigent und Gründer der Schleswig-Holstein-Musikspiele musste seine Teilnahme aufgrund einer Erkrankung kurzfristig absagen. Mit seinen Erfahrungen als Kulturbotschafter Deutschlands in unterschiedlichsten Ländern, hätte er zweifelnd viel Interessantes zum Thema beitragen können. Aber auch so wurde es spannend, da die Protagonisten Dirk Eilers (Mitglied des Vorstands der TÜV SÜD AG), Gabor Steingart (Chefredakteur Handelsblatt), Radka Soukupova (Consultant für internationale Projekte) und Prof. Dr.-Ing. Axel Richter (znt-Richter, President Company Group) sich mit der Frage „Was ist eigentlich typisch deutsch?“ vor allem auch aus unterschiedlichsten Perspektiven auseinandersetzen. Radka Soukupova, international tätige Unternehmensberaterin mit Sitz in Tschechien berichtete über ein unein-

Hugo Ziegler und Prof. Dr.-Ing. Karl Eugen Becker, ehem. Geschäftsführer TÜV SÜD (Bild 1).

Prof. Dr.-Ing. Axel Richter, Präsident/CEO znt Management Holding GmbH, Radka Soukupova, Consultant für internationale Projekte, Moderation Anna Groß (Bild 2).

Gabor Steingart (re.), Chefredakteur Handelsblatt, Publizist und Dirk Eilers. Mitglied des Vorstandes TÜV SÜD (li.) (Bild 3).

Dr. Gottfried Feger, Direktor ehem. Grenzschutzpräsidium Süd und Dipl.-Ing. Alexander Beck, Patentanwalt und Dipl.-Kfm. Harald von Heynitz, Wirtschaftsprüfer und Steuerberater KPMG AG (Bild 4).





geschränkt positives, modernes Deutschlandbild, das ihr im europäischen Ausland immer wieder begegnet. Angst vor (wieder) zu viel deutscher Dominanz? Im Gegenteil, Deutschland steht als einer der Protagonisten der EU ganz vorne in der Führungsverantwortung.

Aus Unternehmersicht konnten Dirk Eilers und Axel Richter feststellen, dass deutsche Firmen im Ausland durchaus selbstbewusst, aber auch mit der gebotenen Sensibilität auftreten. „Made in Germany“ gilt in vielen Ländern nach wie vor als Qualitätssiegel, verbunden mit den Attributen exakt, effizient, zuverlässig. Top Journalist, Talk-Profi und Bestseller-Autor Gabor Steingart („Das Ende der Normalität“ und „Deutschland – der Abstieg eines Superstars“), seit Jahren im Zentrum des politischen und wirtschaftlichen Geschehens zu Hause, sieht unser Land vor immensen notwendigen Veränderungen und Anpassungen, um „Made in Germany“ auch für die Zukunft fit

zu machen. Dazu passend gab es auch zahlreiche Fragen aus dem Auditorium: „Wo muss sich Deutschland verbessern, um nicht überholt zu werden?“ und „Wie sieht die Perspektive Made in Germany im 21. Jahrhundert aus – noch mehr Regulierung?“ oder „Haben wir überhaupt eine eigene Identität – müssen wir mehr Nationalstolz entwickeln?“

Erfreulicherweise wurde auch vom Angebot einer detaillierten Beurteilung der Veranstaltung reichlich Gebrauch gemacht. Von der Zusammensetzung des Podiums über die inhaltliche Relevanz bis hin zur Moderation gab es viel Lob aber auch konstruktive Anregungen für eine Folgeveranstaltung. ▲

Ein besonderer Dank der Veranstalter gilt dem Bayerischen Rundfunk, der den gesamten Talk am Samstag, dem 21. Juli 2012 auf BR alpha (22:30 Uhr Sendeplatz „Denkzeit“) ausstrahlt.

„Das deutsche Qualitätssiegel ist Verbunden mit den Attributen exakt, effizient, zuverlässig.“



Dirk Eilers. Mitglied des Vorstandes TÜV SÜD (Bild 5).

Dr. D. Marcus Ernst M.A., Präsident des Peutinger-Collegiums (Bild 6).

Rudolf von Haniel, Conventor des Peutinger-Collegiums (Bild 7).

Dr. August Markl, Erster Vizepräsident ADAC und Claus Peter Scheucher, BDO AWT AG (Bild 8).

Prof. Dr. Arnold Weissman, Geschäftsführer und Marcel Megele, Mitglied der Geschäftsleitung Weissman & Cie mit dem Pressesprecher des Peutinger-Collegiums Bernd Nobis (Bild 9).

Euro-Stabilität und die Moral

Gemeinschaftsprojekte wie der Euro können nur gelingen, wenn sich alle Beteiligten an die Spielregeln halten, erklärte Professor Dr. Udo Di Fabio vor dem Peutinger-Collegium im Bayerischen Hof. Doch in Europa sei ein moralischer Verfall zu beobachten, wonach diejenigen, die sich mit dem Euro großzügig verschuldet haben, nun andere Mitglieder der Währungsunion dafür zahlen lassen wollen. Doch die Freiheit übers eigene Geld beinhalte auch die Pflicht, für die Folgen geradezustehen, betonte der ehemalige Bundesverfassungsrichter.



Peutinger-Präsident Dr. Marcus Ernst, Bundesverfassungsrichter a.D. Prof. Dr. Dr. Udo Di Fabio, Gabriele Stauner, Amtschefin für Bundes- und Europaangelegenheit in der Staatskanzlei, und Präsidiumsmitglied Dr. Klaus Leipold (Bild 1).



„Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt“: Prof. Dr. Dr. Udo Di Fabio am Rednerpult (Bild 2).

Uni-Dozentin Uta Rosenbauer-Johnsen und Franz-Xaver Hagenhauser (Bild 3).



Staatssekretär a.D. Dr. Wilhelm Knittel diskutiert mit Rechtsanwalt Dr. Axel Heublein (Bild 4).



Mit Dank und Ehrung vom Präsidenten verabschiedet: Der langjährige Peutinger-Steuerberater Karl Haynal und Dr. Marcus Ernst (Bild 5).



Verfassung-Professor und Innenpolitiker: Prof. Dr. Udo di Fabio und CSU-Bundestagsabgeordneter Dr. Hans-Peter Uhl (Bild 6).

Der Senior des Abends, Dr. Günter Brüggemann, eingerahmt von Kerstin Ehegartner, der Eventplanerin des Collegiums, und Rechtsanwalt Alexander Grundner-Culemann, Leiter des Peutinger-Mittagskreises (Bild 7).



Bankdirektor a.D. Hans Freundl, Wirtschaftsmediator Dieter Hammer und Siemens-Manager a.D. Jochen von Bülow (Bild 8).

Mehr über den Peutinger-Abend auf den Seiten 8 – 11.

Foto: Justa/München

Eine Hochzeit und viel mehr

Der Hochzeit der Thüringer Prinzessin Therese mit Kronprinz Ludwig verdanken die Bayern das Oktoberfest. In einem engagierten Vortrag vor dem Peutinger Collegium zeigte Thüringens Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht, dass diese engen Beziehungen zwischen den beiden Freistaaten viel tiefer gehen und große gemeinsame Perspektiven haben. Sie dankte auch für die umfangreiche Hilfe beim Aufbau nach der Wende.



Empfang vor Konrad Peutingers Porträt: Peutinger-Präsidiumsmitglied Robert Salzl, Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht, Peutinger-Präsident Dr. Marcus Ernst und Bundesverfassungsrichter Professor Dr. Peter M. Huber (Bild 1).

„Gefühl der Sehnsucht nach Bayern“: Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht (Bild 2).

Notar Dr. Georg Westermeier und Eckard Böttcher, Vorstand Leasing.de + Axon-Leasing (Bild 3).



BGS-Direktor a.D. Dr. Gottfried Feger, Pater Valentin Ziegler vom Kloster Andechs und Architekt Enrique Fallenmeier (Bild 4).

Chefkoch Marcello Fabbri vom Hotel Elefant in Weimar serviert Thüringer und andere Köstlichkeiten (Bild 5).

Dipl.-Kfm. Stefan Rückgauer und Dipl.-Kfm. Markus Neumayer (Bild 6).



Roland Berner und Peutinger-Schatzmeister Dr. Marcus Lingel (Bild 7).

Der Salon Atlanta im Münchner Grand Westin war bis auf den letzten Platz besetzt. Unter den interessiert lauschenden Gästen (v.li.): Robert Salzl, Prof. Dr.-Ing. Axel Richter, Eva Maria Richter, Peutinger-Vize Dr. Bernd Grottel, Dipl.-Kffr. Sandra Richter, Stefan Reichenmiller (Bild 8).

Mehr über den Peutinger-Abend zu Thüringen und Bayern auf den Seiten 18 – 21.

Verlorenes Vertrauen wieder herstellen

Der Weg aus der europäischen Finanzkrise ist möglich. Dieser zuversichtliche Grundton bestimmte den Vortrag von Alois Müller vor dem Peutinger Collegium. Der Präsident der bayerischen Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbank ließ allerdings keinen Zweifel daran, dass dies nur gelingen könne, wenn die Länder der Währungsunion zu großen Anstrengungen bereit sind und so das verloren gegangene Vertrauen wieder herstellen.



„Euro-Krise erfordert langen Atem“: Bayerns Bundesbank-Präsident Alois Müller (Bild 1).

Peutinger-Präsidium dankt: Dr. Marcus Lingel, Marc Steinkat, Alois Müller und Dr. Marcus Ernst (Bild 2).

Hans-Jürgen Haas-Wittmüß, Juwelier und Peutinger-Prokurator Egmont Ernst, Unternehmensberater Karlobert Stöhr (Bild 3).



Bundesbank-Gleichstellungsbeauftragte Karin Döhnel und Rechtsanwalt Michael Zoebisch (Bild 4).

Bankenverbands-Chefin Silke Wolf (li.) und Wirtschaftsjournalistin Marianne Haas (Bild 5).



Co-Referent und Commerzbank-Direktor Marc Steinkat (Bild 6).

Ministerialdirigent a.D. Dr. Karl K. Kaiser und Staatssekretär a.D. Dr. Wilhelm Knittel (Bild 7).

Rege Diskussion nach dem Euro-Vortrag (Bild 8).



e.sigma-Systems-Generalmanager Joseph Müllner, Dr. Astrid Nitz und Patentanwalt Dr. Gert Habermann (Bild 9).

Das Peutinger-Collegium zu Gast in der Münchner Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbank (Bild 10).

Mehr über den Peutinger-Abend zum Euro auf den Seiten 12 – 14.

Veranstaltungsvorschau 2012



Montag, 23. Juli 2012

Premierminister Jean-Claude Juncker

Premierminister von Luxemburg,
Chef der Euro-Gruppe



30. November bis 01. Dezember 2012

V. Internationale Klima- und Energiekonferenz

Zusammen mit Berlin Manhattan-Institut (BMI) und
Europäischem Institut für Klima und Energie (EIKE)



Dienstag, 18. September 2012

Vorstandsvorsitzender

Dr.-Ing. Manfred Bayerlein

TÜV Rheinland AG



Mittwoch, 24. Oktober 2012

Jahresmitgliederversammlung



Mittwoch, 03. Oktober 2012

Prof. Guido Knopp

Journalist, Publizist



Viviane Reding

EU Kommissarin für Justiz,

Stellvertretende Präsidentin der EU-Kommission

Geplant für 2013



Erratum

Unser langjähriges Mitglied Dr. Günter Brüggemann, über dessen 100-jährigen Geburtstag wir in der letzten Ausgabe unserer Zeitschrift berichteten, hat einige Jahre den Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau e.V. – VDMA in Südamerika vertreten. Botschafter war er jedoch nicht, und daher ist der Titel Botschafter a.D. in unserem Artikel ein Versehen gewesen, für das wir um Entschuldigung bitten.

Impressum



Der
Peutinger

Bayerischer Monatsspiegel

Magazin
für Politik,
Wirtschaft,
Wissenschaft
und Kultur

Redaktion

Peter Schmalz (Chefredakteur)
Thomas Breitenfellner
Michael Weiser
Farchanter Straße 35
D-81377 München
peter.schmalz@gmx.net
Leserbriefe an die Redaktion

Herausgeber

Dr. Marcus D. Ernst
Präsident
Peutinger-Collegium e.V.

Verlag/Gestaltung/Realisierung

NBB Kommunikation GmbH
Ridlerstraße 33
80339 München
www.nbbkommunikation.de

Anzeigen/Druckunterlagen

Schwele Medienservice GmbH
Ulrich Schwele
Iglinger Str. 3
86807 Buchloe
Tel.: 08241/9674-12
Fax: 08241/9674-22
E-Mail: u.schwele@schwele.de

Druck

FIBO Druck- und Verlags GmbH
Fichtenstraße 8
82061 Neuried
Telefon 089.30 79 97 0
info@fibodruck.de
www.fibodruck.de

Bezugspreis ist im
Mitgliedsbeitrag enthalten

DIE REINE KRAFT DER ALPEN



Besonders rein,
mit Mineralien angereichert

Aus der Tiefe der
bayerischen Alpen

Naturschutzgebiet
Bergener Moos

Geschützt durch
eine Tonschicht

